

DER EUROPÄER

Symptomatisches aus Politik, Kultur und Wirtschaft



Besuch in der Geburtsstadt von Ovid

Interview mit Peter Stein

Neue Goethe-Literatur

Neues zum 11. September

Zur Saudi-Connection

Die UNO und die Schweiz

«Die Mitte Europas ist ein Mysterienraum. Er verlangt von der Menschheit, dass sie sich dementsprechend verhalte. Der Weg der Kulturperiode, in welcher wir leben, führt vom Westen kommend, nach dem Osten sich wendend, über diesen Raum. Da muss sich Altes metamorphosieren. Alle alten Kräfte verlieren sich auf diesem Gange nach dem Osten, sie können durch diesen Raum, ohne sich aus dem Geiste zu erneuern, nicht weiterschreiten. Wollen sie es doch tun, so werden sie zu Zerstörungskräften; Katastrophen gehen aus ihnen hervor. In diesem Raum muss aus Menschenerkenntnis, Menschenliebe und Menschenmut das erst werden, was heilsam weiterschreiten darf nach dem Osten hin.»

Ludwig Polzer-Hoditz

Inhalt

Festlicher Empfang in der Geburtsstadt von Ovid Thomas Meyer	3
«...Gültig wie das Matterhorn» – Ein Interview mit Peter Stein Susanne Steinrück	7
Warum es Peter Stein nur zum Zeigen eines Matterhorn-Torsos bringen kann Thomas Meyer	12
Goethes Schatten Zwei Buchbesprechungen von Claudia Törpel	13
Was geschah am 11. September wirklich? Illarion Bykov / Jared Israel / Joe Vials	16
Enthüllungen über die Saudi-Connection Andreas Bracher (Buchbesprechung)	20
Abenteuer Apokalypse Andreas Bracher (Buchbesprechung)	21
Von einem fernen Stern betrachtet Jupiter	22
Irreführung des Stimmbürgers – Die Schweiz und die UNO Andreas Flörshheimer	23
Die Vereinigten Staaten von Europa im Sog der Europhorie Andreas Bracher	23

Der Europäer Symptomatisches aus Politik, Kultur und Wirtschaft

Monatsschrift auf Grundlage der Geisteswissenschaft
Rudolf Steiners (Hg. von Thomas Meyer)

Jg. 6 / Nr. 5 März 2002

Bezugspreise:

- Einzelheft: sFr. 9.– / € 5.5
- Doppelheft: sFr. 15.– / € 9.–
- Jahresabonnement: sFr. 95.– / € 57.– (inkl. Versand)
- Luftpost/Übersee: sFr. 150.– / € 100.– (inkl. Versand)
- Probeabonnement (3 Einzelnrn. oder 1 Einzelnr. und 1 Doppelnr.): sFr. 25.– / € 15.– (inkl. Versand)

Erscheinungsdaten:

Einzelnummern erscheinen immer in der ersten Woche des entsprechenden Monats, Doppelnummern um Monatsmitte.

Kündigungsfrist:

1 Monat. Ohne eingegangene Kündigung wird das Abonnement automatisch um ein Jahr verlängert. Geschenkabos sind auf ein Jahr befristet.

Redaktion:

Christine Bonvin, Andreas Bracher, Andreas Flörshheimer, Brigitte Eichenberger, Ruth Hegnauer, Thomas Meyer (verantwortlich), Lukas Zingg.

Redaktionsanschrift:

Leonhardsgraben 38 A, CH-4051 Basel
Tel: (0041) +61 / 263 93 33
Fax: (0041) +61 / 261 68 36
E-Mail: perseus@perseus.ch

Bestellungen von Abonnements, Probennummern, Inseraten etc.:

Ruth Hegnauer
General Guisan-Straße 73, CH-4054 Basel
Tel/Fax: (0041) +61 / 302 88 58
E-Mail: e.administration@bluewin.ch

Anzeigenpreisliste auf Anfrage.

Inserenten verantworten den Inhalt ihrer Inserate selbst.

Leserbriefe:

Brigitte Eichenberger
Metzerstraße 3, CH-4056 Basel
Tel: (0041) +61 / 383 70 63
Fax: (0041) +61 / 383 70 65

Leserbriefe werden nach Möglichkeit ungekürzt (ansonsten immer unverändert) wiedergegeben. Bei unaufgefordert eingesandten Manuskripten ohne Rückporto kann Rücksendung nicht garantiert werden.

Belichtung und Druck:

Freiburger Graphische Betriebe

Bankverbindungen:

D: Postbank Karlsruhe
BLZ 660 100 75
Konto-Nr.: 3551 19-755
Perseus Verlag
CH: PC-Konto 70-229554-9
DER EUROPÄER, Basel
Perseus Verlag

Postkonto international für Euro-Zahlungen:

195
Postfinance Bern
91-4777 02-3 EUR
Perseus Verlag / Der Europäer

GA=Rudolf Steiner Gesamtausgabe.

Sämtliche Artikel und Zeichnungen dieser Zeitschrift sind urheberrechtlich geschützt.
© Perseus Verlag Basel

Internet: <http://www.perseus.ch>

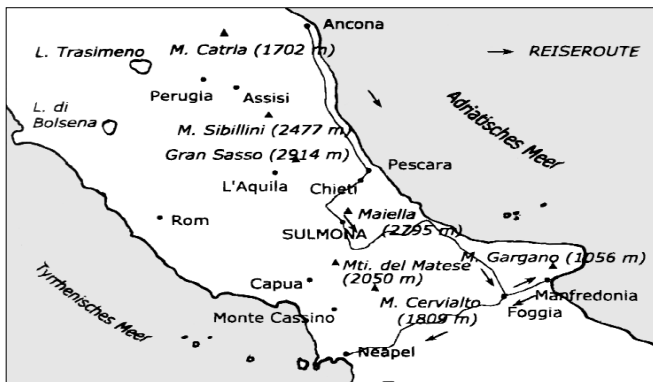
ISSN 1420-8296

PERSEUS VERLAG BASEL

Festlicher Empfang in der Geburtsstadt von Ovid

Ein bemerkenswertes Erlebnis Laurence Oliphants in Italien

Der Abenteurer, Diplomat, Schriftsteller und Okkultist Laurence Oliphant schildert in seiner Autobiographie *Episodes in a Life of Adventure* (1887) mit prägnanten, humoristischen Strichen ein Erlebnis, das in verschiedener Hinsicht außerordentlicher Natur ist. Oliphant befand sich, im Dienste des britischen Außenministeriums, auf einer Erkundungsreise im Adriagebiet; er sollte Beobachtungen über die Zustände der türkischen Provinzen in Europa anstellen und herausfinden, ob die italienische Einigungsbewegung – Italien war seit 1861 Königreich – auch in die türkischen Provinzen von Bosnien-Herzegowina, Albanien und Montenegro hinüberwirkte. Im Frühjahr 1862 traf er von Scutari herkommend per Schiff in Ancona ein, um durch die Abruzzin nach Neapel weiterzureisen.



Vordergründig betrachtet handelt es sich bei dem im Folgenden geschilderten Erlebnis um eine erfrischende Verwechslungskomödie. Doch die Umstände sowie Zeit und Ort des Geschehens können – auf dem Hintergrund von R. Steiners Karmaforschung – etwas von der karmischen Dimension des scheinbar wenig bedeutenden und von Oliphant in höchster Leichtigkeit beschriebenen Vorfalls erahnen lassen.

Wir lassen zunächst Oliphants Schilderung in deutscher Übersetzung folgen.

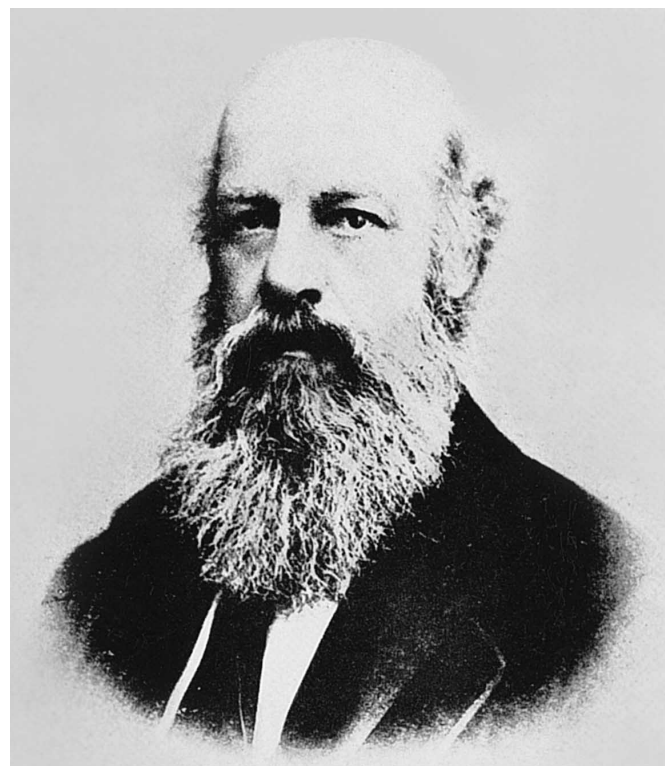
Thomas Meyer

1. Oliphants Schilderung

«Die herzliche Sympathie, welche die britische Öffentlichkeit dem italienischen Volk in seinem Kampf um Unabhängigkeit und Einheit entgegenbrachte, hatte England damals sehr populär gemacht, und der Name Palmerston [brit. Außenminister]¹ war in ganz Europa ein Talisman. Die extreme Abneigung und Zuneigung, welcher dieser verehrungswürdige Staatsmann auf sich zog, stellten sich mir anhand verschiedener Vorkommnisse vor Augen. In Triest traf ich einen österreichischen

Offizier, der Palmerston beschuldigte, während der lombardischen Kampagne unter seinem eigenen Namen Waffen nach Italien importiert zu haben. Da ich diese Vorstellung als absurd verwarf, sagte mein Informant, er habe ein Gewehr im Besitz, das den Garibaldianern abgenommen worden sei und das seine Behauptung beweise. Das verblüffte mich derart, dass ich darum ersuchte, die Waffe sehen zu können. Ich begleitete ihn zu seinem Haus und bekam ein Gewehr zu Gesicht, auf dessen Lauf als Name des Herstellers «Palmer & Son» eingraviert war.

Ich wollte unbedingt von Ancona durch die Abruzzin nach Neapel fahren, um die Möglichkeit zu bekommen, mir über die italienische Herrschaft in den Provinzen, die Viktor Emmanuel erst vor kurzem vom König von Neapel erworben hatte, ein eigenes Urteil bilden zu können. Die Schwierigkeit bei dieser Reise war die extreme Unsicherheit der Straßen. Als ich dies gegenüber dem General erwähnte, der die Truppen in Ancona kommandierte, anerbote er sich in der freundlichsten Weise, mir für den Distrikt, der nach seinen Worten am wenigsten gefährlich war, eine Eskorte mitzugeben. Ich reiste mit der Postkutsche und entschied mich für die Küstenstraße bis Pescara. Dann bog ich nach Chieti ab, einer äußerst malerischen Stadt, auf der



Laurence Oliphant, letztes Bild (um 1888)



Ehrung Ovids in Sulmona

Spitze einer steilen Anhöhe gelegen. Hier blieb ich zwei Tage und erfreute mich der Gastfreundschaft des Truppenbefehlshabers vor Ort, dem ich ein Empfehlungsschreiben aus Ancona überreichte und der für die Eskorte sorgen sollte. Da ich Wert darauf legte, schnell zu reisen und meinen eigenen Eingebungen zu folgen, nahm ich vier Pferde und fuhr ohne Reisebegleiter, außer meinem Diener B-, den ich schon in meinem Bericht der Attacke auf die Botschaft in Japan erwähnt hatte. Da dieser intelligent und auch zuverlässig war, nahm ich ihn, wie öfter schon, mit in die Kutsche. Und so fuhren wir eines schönen Nachmittags, während hinter uns die Schellen der Eskorte fröhlich klingelten und die Hufe der vier Pferde über die glatte, harte Straße klackten, in heiterstem Stile auf die Stadt Salmona zu. Als wir näherkamen, bemerkte ich, dass eine große *Festlichkeit* im Gange war. Aus den Fenstern, in denen sich die Zuschauer drängten, flatterten Flaggen, während man entlang der Straßen Soldaten postiert hatte und in der Ferne Melodien einer Militärkapelle zu vernehmen waren.

«Wir haben Glück», sagte ich zu B- «offenbar ist gerade ein Fest im Gange.»

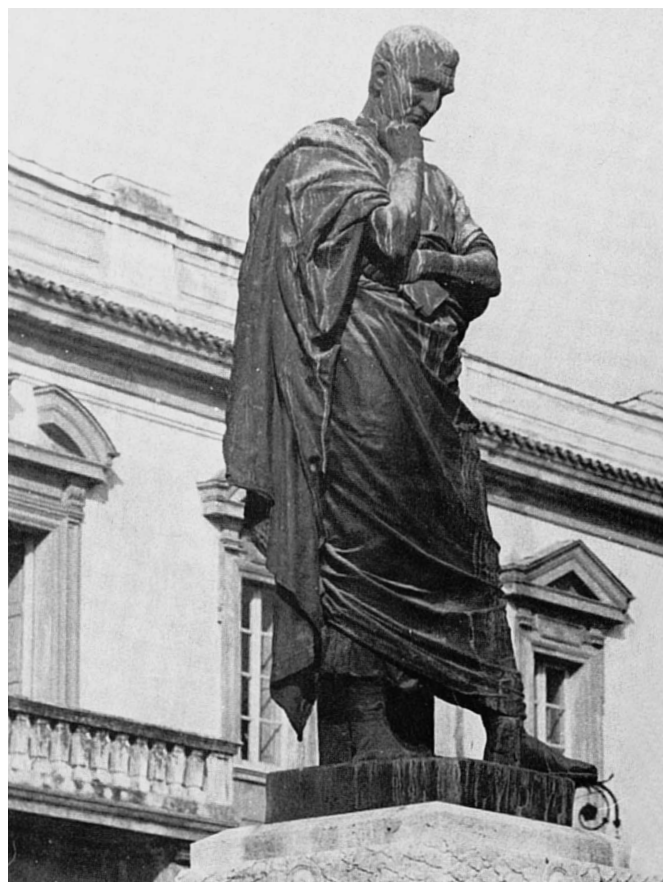
Als wir die Straße entlang fuhren, jubelten uns die Leute zu; die Frauen schwenkten Taschentücher; doch nirgends konnte ich ein Objekt entdecken, dem ihre Begeisterung gelten mochte. Als wir den Platz in der Stadtmitte erreichten, stimmte die Kapelle «God Save the Queen» an, die Soldaten präsentierten das Gewehr, unser Wagen wurde plötzlich angehalten, und etwa ein halbes Dutzend Herren, mit weißen Krawatten und weißen Glacéhandschuhen kam auf uns zu, mit gezogenen Hüten und mit begrüßenden Verbeugungen. Ihr Anführer, der, wie ich hinterher feststellte, der wichtigste Zivilbeamte des Ortes war, forderte mich mit vielen höflichen Redewendungen dazu auf, auszusteigen und

an einem Bankett teilzunehmen, das für mich vorbereitet worden sei. Es hatte nun den Anschein, als ob all diese militärischen Darbietungen mir zu Ehren unternommen worden wären, und es war offensichtlich, dass ich mit einer anderen Person verwechselt wurde, eine Erklärung, die ich nach Ablehnung der gebotenen Ehren dem Bürgermeister nahelegte. Er nahm sie mit einem höflichen Lächeln entgegen.

«Wir sind uns alle dessen bewusst», sagte er, «dass Sie inkognito zu reisen wünschen, doch wir sahen uns nicht dazu in der Lage, diesen Wunsch zu respektieren. Wir konnten nicht zulassen, dass Lord Palmerstons Neffe unsere Stadt passiert, ohne ihm Ehre zu bezeugen, zum Zeichen der großen Dankbarkeit, die wir seinem berühmten Verwandten gegenüber empfinden.»

«Aber», beharrte ich, «ich habe nicht die Ehre, mit dem großen Staatsmann auch nur im entferntesten verwandt zu sein.»

«Zweifelloso; wir verstehen zu gut, dass Sie unter den gegenwärtigen Umständen Ihre Verwandtschaft nicht zugeben können. Ich werde daher keinerlei Anspielung mehr darauf machen, und möchte Sie einfach bitten, das Mahl, das wir bereitet haben, mit Ihrer Gegenwart zu beehren und eine Ansprache entgegenzunehmen, die von einer weiteren begleitet sein wird und die wir Sie bitten wollen, an Lord Palmerston weiterzuleiten.»²



Ovid-Statue in Sulmona von Ettore Ferrari, 1887

Während dieser Unterredung stand der Bürgermeister barhäuptig auf dem Platz, auf dem eine große Menschenmenge versammelt war, und ich selbst saß barhäuptig im Wagen und fühlte mich verpflichtet, als ein ungewöhnlich lautes *viva* erscholl, dieses mit höflichem Kopfnicken zu quittieren. Die Situation war zu lächerlich, als dass man sie hätte verlängern dürfen. Und so gab es keinen anderen Ausweg, als sich in das Unvermeidliche zu schicken. Ich beförderte B- auf der Stelle in den Rang eines «Signor Segretario», in welcher Funktion sich seiner eine Gruppe höflicher Männer in Fräcken annahm, zu seiner größten Verwunderung, denn ich hatte keine Zeit, ihm die Situation zu erklären. Wir schritten durch eine Gasse von Zuschauern auf ein öffentliches Gebäude zu, in dem sich in einem langen Saal eine für etwa fünfzig Gäste gedeckte Tafel befand. Es war ein ziemlich üppiges Mahl, mit Champagner und allen Spezialitäten der Saison. Es gab eine Galerie, auf der sich auf der einen Seite die Schönheit und Mode des Ortes niedergelassen hatte, während auf der anderen die Militärmusik hereinkam und zu spielen begann. Als das Festmahl beendet war, begannen die Ansprachen, und ich wurde verpflichtet, in meiner Eigenschaft als Lord Palmerstons Neffe, in scheußlichem Italienisch, auf die Komplimente zu antworten, die großzügig über die Politik Englands im allgemeinen und über jenen Staats-

mann im besonderen ausgegossen wurden. Ich hatte zwei Ansprachen entgegenzunehmen, eine auf den Lord, die andere auf mich selbst, und musste versprechen, die erstere an ihren Adressaten weiterzuleiten, was ich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit auch tat, und zwar unter Erwähnung der Umstände, unter denen ich sie in Empfang genommen hatte, zur großen Erheiterung von Lord Palmerston.»

(Aus: *Episodes in a Life of Adventure*, Kap. 12 «Politik und Abenteuer in Albanien und Italien im Jahre 1862» S. 187ff, deutsch von Thomas Meyer)

2. Sulmona – die Geburtsstadt von Ovid

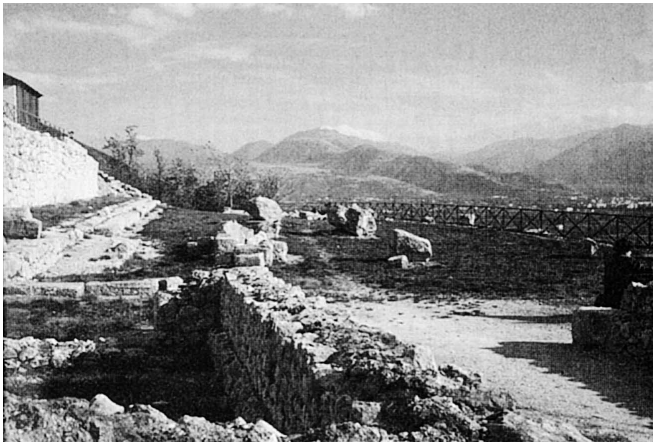
Bei der Bezeichnung des Hauptschauplatzes des Ereignisses liegt entweder ein minimaler Erinnerungsfehler Oliphants oder ein unscheinbarer Druckfehler vor: Es kann sich bei der «Salmona» genannten Stadt im Zusammenhang mit Oliphants Beschreibung der Reiseroute nur um *Sulmona* handeln, wie ein Blick auf die Landkarte sofort zeigt.

Gemäß eines Berichts an das Foreign Office fuhr Oliphant am oder kurz nach dem 16. März von Ancona ab.³ In Chieti gönnte er sich eine zweitägige Rast. So wird er um den 20. März in Sulmona eingetroffen sein.

Am 20. März 43 v. Chr. war in dieser Abruzzestadt der römische Dichter Ovid geboren worden. Es ist nicht

at no 30 George St
Kauoua Square
When I shall be glad
to see you whenever
you call - but this
is a time of the year
when it is difficult
to lay salt on any
body's tail - Evelyn
h. has been to the
Stratford or some
equally "odd corner"
but I expect him
in town soon - I
shall probably go
abroad at the end
of the month - I
am sure you have
had no shock with
the Bears - Those
nevertheless that
the book is progressing

Handschrift Oliphants (90% verkleinert)



Sulmona, Ausgrabungsstätten

anzunehmen, dass dies Oliphant bewusst war. Fünfundzwanzig Jahre nach Oliphants Sulmona-Besuch läßt die Stadt durch Ettore Ferrari ein Ovid-Standbild errichten⁴, auf dem Ovids Ausspruch «Sulmo mihi patria est»⁵ eingemeißelt wurde. Das geschieht im selben Jahr, in dem Oliphant seine Erinnerungen niederschreibt.

3. Nicht nur eine Verwechslung

Auf dem Hintergrund der Geistesforschung Rudolf Steiners kann das Geschilderte zusätzliches Interesse und Gewicht erhalten. Ja, es erscheint mit einem Mal sogar in höchst frappantem Licht. Steiner schildert in dem Londoner Karmavortrag vom 24. August 1924, dass die Individualität Oliphants in ihrem letzten maßgeblichen Erdenleben in der Persönlichkeit Ovids verkörpert war.⁶

Als Oliphant im Alter von dreiunddreißig Jahren Sulmona betrat, trug er also nicht nur etwas von der «Aura des britischen Außenministeriums» dahin, sondern trat in die Ätheraura des Ortes ein, an dem er in seiner römischen Inkarnation das Licht der Welt erblickt hatte.

Dieser okkulte Hintergrund kann das erstaunliche Verhalten Oliphants in der ganzen Begebenheit erklären, vor allem die Tatsache, dass er imstande war, sich schließlich wirklich in vollkommen ungezwungener Weise feiern zu lassen. Als die Honoratioren von Sulmona, ja die ganze Bürgerschaft diesem Reisenden einen so warmen und festlichen Empfang bereiteten, handelten sie wie unter der Inspiration des *genius loci*.⁷ So wurde im März 1862 in Sulmona zugleich der Falsche und der Richtige gefeiert.

Thomas Meyer

- 1 Lord Henry John Palmerston (1784–1865) war u.a. Kriegsminister und ab 1846 britischer Außenminister. Er verfolgte eine Bündnispolitik des Gleichgewichts, die England nirgends zu starke Rivalen schaffen sollte. – Mit dem auf dem Faksimile auf S. 5 genannten «Evelyn A.» ist der mit Oliphant befreundete Evelyn Ashley (1836–1907) gemeint; Ashley war Palmerstons Sekretär und späterer Biograph.
- 2 Philipp Henderson, der 1956 eine Biographie Oliphants erscheinen ließ, macht zu der Verwechslung den folgenden Kommentar: «Die Italiener gingen nicht fehl damit, dass sie um diesen eleganten Reisenden herum eine Aura von Außenministerium entdeckten.» Aus: P. Henderson, *The Life of Laurence Oliphant*, London 1956, S. 106.
- 3 Henderson, op. cit. S. 106.
- 4 Siehe Marion Giebel, *Ovid, rororo-Monographie*, Hamburg 1991, S. 6.
- 5 Ovid, *Tristien*, Buch IV, 10.
- 6 GA 240.
- 7 Bis in die Neuzeit lebt in der Volkstradition der Geist Ovids in der Umgebung von Sulmona, wo auch römische Ausgrabungen gemacht wurden. Marion Giebel (siehe Anm. 4) sagt: «Wenn ein Gewittersturm losbricht, sagt man: «Ovidio viene in carrozza» – «Ovid kommt im Wagen dahergefahren.» Oliphants Einfahrt in Sulmona vollzog sich also sogar in gewissem Einklang mit dieser Ovid-Tradition ...

UNBEKANNTES VON NORBERT GLAS

Karmisch-Biographische Typskripte

Norbert Glas hat sich systematisch mit den von Rudolf Steiner in den Karmavorträgen des Jahres 1924 behandelten Persönlichkeiten beschäftigt. Noch unveröffentlichte Arbeiten auf diesem Feld werden nach und nach elektronisch erfasst. Im Archiv des Perseus Verlages liegen gegenwärtig Abschriften, die das Leben folgender Persönlichkeiten behandeln: Arnold Böcklin, Ralph Waldo Emerson, Laurence Oliphant, Otto Weininger. Diese Abschriften können im Archiv nach telefonischer Voranmeldung eingesehen werden. Auf Wunsch werden Kopien angefertigt und zum Selbstkostenpreis auch versandt.



Interessenten melden sich
bitte bei
Brigitte Eichenberger
Metzerstraße 3
CH-4056 Basel
Tel. (0041) +61 / 383 70 63

PERSEUS VERLAG BASEL

«... Gültig wie das Matterhorn»

Ein Interview mit dem *Faust*-Regisseur Peter Stein

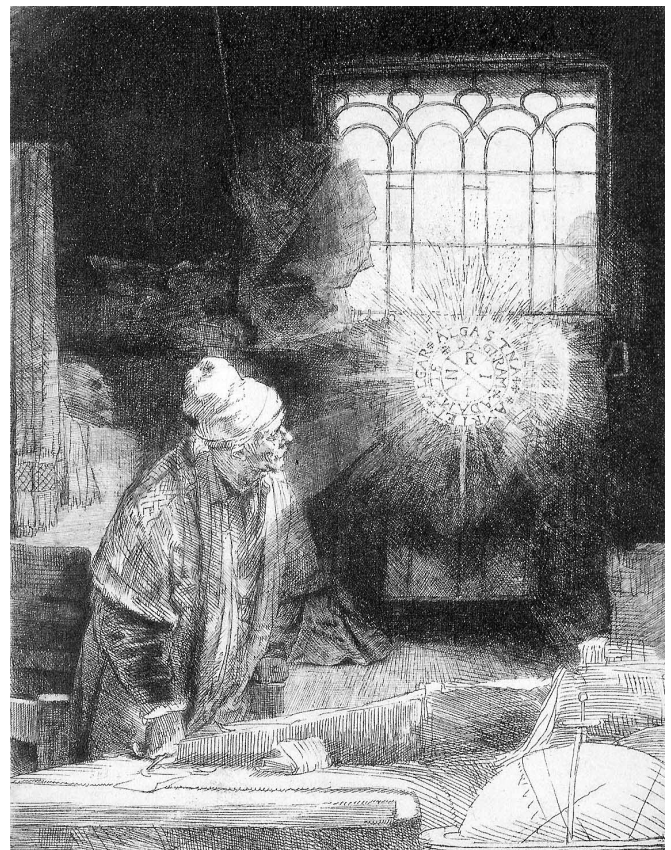
Das folgende Interview vom 17. November 2001 gab Peter Stein im Zusammenhang mit der von ihm inszenierten Aufführung des gesamten Goetheschen *Fausts*. Die Fragen stellte die Philologin und *Faust*-Spezialistin Susanne Steinrück.

Susanne Steinrück (auf entsprechende Frage): Ich bin nicht Journalistin, sondern Philologin, und der *Faust* ist mein «Schicksalstext». Ich habe mich sehr geärgert über die Oberflächlichkeit der meisten Rezensionen Ihrer Inszenierung, die z.B. ohne Begründung behaupteten, dies und jenes hätten Sie doch einfach weglassen sollen.

Peter Stein: Das ist ein Projekt von dem Autor, das ist natürlich für Philologen nicht einsehbar, weil die vom Theater nichts verstehen. Das sollen sie auch gar nicht, können sie gar nicht, das ist auch für mich nicht so einfach gewesen, das zu kapieren, dass die ganze Anlage dieses Werkes, als Theaterstück geplant und als Theaterstück geschrieben, diese eigenartige Funktion hat, dass sie die Menschen, die Betrachter, die Besucher, wie man das nennen will, zu Neophyten macht, einen in einen Prozess hineinzieht, hineinsaugt, aus dem er dann erst entlassen werden kann, wenn die Vorstellung zu Ende ist. Das kann man an der Struktur genau beschreiben – in erster Linie natürlich bei *Faust II* – und man kann es dann auch sehen an der Reaktion der Zuschauer: Da zwei Tage lang dasein und zuschauen, das ist ja nun kein Zuckerschlecken, und es ist ja nie jemand weggegangen. Das liegt an der Struktur des Stücks und dem Projekt, das die Zuschauer/ Teilnehmer/ Neophyten zum Bestandteil der Sache macht. Das haben wir in unserer Einrichtung auch so gemacht, wir haben die Zuschauer zum Bühnenbild erklärt, zu Mitwirkenden, und dem konnten sich die Beteiligten nicht entziehen, es sei denn, böswillig, wie die Kritiker ja von vornherein, ganz klar. Deswegen kann ich nur wiederholen, dass es kein Wunder ist, dass die meisten Kritiken völlig an der Sache vorbeigehen. Die sind ja nicht in der Lage gewesen, überhaupt zu beschreiben, was da war. Es ist ja nicht der mindeste Versuch gemacht worden, die Struktur der Veranstaltung überhaupt zu beschreiben, die Struktur des Stücks zu beschreiben, das war für mich aber überhaupt keine Überraschung. Ich habe diese Kritiken den Schauspielern schon zwei Monate vor der Premiere vorgelesen, weil ich wusste, wie sie klingen.

Frage: Sie haben in dem Buch zur Aufführung geschrieben, dass Sie sich schon lange mit dem *Faust*-Text beschäftigen. Wie ist denn Ihre «*Faust*-Biographie»?

Peter Stein: Meine «*Faust*-Biographie» ist ziemlich genau zu beschreiben. Das heißt, die Wirkung von Kunstwerken, von großen Kunstwerken vor allen Dingen, ist ja nicht nur rational zu beschreiben. Es gibt Faszinationen, die von großen Kunstwerken ausgehen, die Erkenntnisschichten anpeilen, die eigentlich nicht recht ins Bewusstsein zu heben sind. Das heißt, es gibt eine Art von Ahnung – das ist ja sehr schwer in andere Sprachen zu übersetzen – davon, dass sich das um etwas ganz Ungeheuerliches handelt. Wenn man einem Kunstwerk begegnet – das kann übrigens auch ein Bild sein. Ich erinnere mich zum Beispiel, in relativ jungen Jahren trat ich vor die *Pietà* von Tizian – das ist ein Spätwerk. Da ging mir das ganz ähnlich. Dass ich da einen Schock erhielt, obwohl ich gar nicht kapierte, worum sich's eigentlich handelt, ich wusste gar nicht, dass es ein Spätwerk ist, ich hatte von Tizian nicht einmal viel Ahnung, kannte nur den Namen. So ist es beim *Faust* auch gewesen. Wie es sich gehört, in der Schule, mit vierzehn Jahren – das war in Donaueschingen – da las man *Faust I*. Und dann ist da das Problem, dass da dieses römische I steht, und jeder neugierige, besserwisserische Schüler, zu denen ich natürlich leider Gottes



Faust (Rembrandt, ca. 1652)

gehörte, fragt dann, ja, was heißt denn «I», wieso steht da «I»? Ja, weil's zwei gibt. Und dann sagt man, na dann lesen wir doch mal das «II», wo ist denn das, und dann heißt es, nein, das wollen wir mal lieber nicht machen. Da wurde abgeraten von der Lehrerseite, vollkommen zu Recht, das ist ja nichts für Kinder. Ich habe dann später begriffen, dass es auch nichts für Erwachsene ist. Das hat aber andererseits natürlich die Besserwisserei angestachelt, ich habe gesagt, woher weißt du das, dass das für mich nichts ist? Und dann fing ich an, Faust II zu lesen. Das Ringen ging natürlich nicht um Faust I, sondern um Faust II. Faust I ist ein Werk, das ich später eher kritisch betrachtet habe in seiner Struktur, das ich keineswegs als ein Werk betrachte, das einen einheitlichen Entwurf hat, ein einheitliches großes Meisterwerk ist, sondern Faust I ist ein hoch effektvolles Theaterstück. Das ist bewiesen, es gibt wunderbare Aufführungen davon, das ist gar kein Problem. Es ist sehr leicht zu verstehen, es ist sogar auch für sehr junge Menschen attraktiv, weil da die Nummer mit Gretchen drin vorkommt. Weil man als Junger ja gerne so in sexuellen Sachen rumgeigt, und das wurde dann noch verkleidet als «Goethe», also als [lacht] klassizistische Veranstaltung. Da hat man ja auch das größte Recht, sich zu beschäftigen mit Sachen, wo man nicht so genau weiß. Aber es ist selbstverständlich letzten Endes das Ergebnis, das verquere und zusammengeknäute

Ergebnis einer gigantischen Bemühung von Goethe um diesen Stoff. Es verdankt sich einer Planung, die er als Fünfzigjähriger gemacht hat, die einerseits bereits den Faust II in den Blick nimmt und andererseits ihn aber noch nicht richtig fertig hat. Dennoch war er in der Lage schon Maßnahmen zu ergreifen, dass aus dem Faust-Konvolut, das er bis dahin geschaffen hatte, (das wir ja als Urfaust kennen), ein Konstrukt wird, das den Faust II möglich macht. Als völlig anderes, in sich abgeschlossenes, gänzlich anders strukturiertes, gänzlich anders ausgerichtetes Stück. Trotzdem das Ganze als Einheit. Das gehört zu den Dingen, die mich an Goethe interessieren, immer interessiert haben. Das gibt dann Wirkungen auf mich, die kann ich gar nicht erklären, und wenn ich den Text spreche, selber spreche, dann verstärkt sich die Wirkung noch, dass man das Gefühl hat, dass dort in einer einmaligen, geradezu utopischen Weise Spannung-Entspannung, Stütze und Last, nicht, wie das so schön heißt in der klassizistischen Kunstbetrachtungs-Sprache, sich ausgleichen, dass die gesamte Welt enthalten ist, die ganze Widersprüchlichkeit der Welt enthalten ist und trotzdem etwas Ganzes und Rundes entsteht – in zwei Zeilen manchmal – Gedanken und Emotionen, Klares und völlig Unklares, ausgewuchtet sind. Wodurch man das Gefühl bekommt, dass man überhaupt an dem Allerbesten des eigenen Menschseins und des Menschseins überhaupt teil-



Aus der Szene «Auerbachs Keller»

(Vgl. Steins Kommentar auf S. 9)

Frosch:

Die Kehlen sind gestimmt. (Singt)
Das liebe heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

Brandner:

Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem
Morgen,
Dass ihr nicht braucht fürs Röm'sche
Reich zu sorgen!

Szenenfoto aus «Auerbachs Keller»,
aus dem Gloria-Farbfilm *Faust*,
mit Will Quadflieg als Faust und
Gustav Gründgens als Mephisto

nimmt, indem man diese Sachen liest. Das kann man nicht anders erklären, das ist sehr merkwürdig.

Wie Sie wissen, habe ich ja später, als ich in meinem ersten Anlauf nicht realisieren konnte, den *Faust* zu inszenieren in der Schaubühne, angefangen, diesen Text zu lesen, und das habe ich dann immer weitergeführt, auch öffentlich. Da ist mir das immer wieder so gegangen, dass ich das Gefühl hatte, jetzt lese ich Texte, die sind einfach genauso gültig wie das Matterhorn. Sogar noch gültiger als das Matterhorn, weil sie als eine äußerst unsichere, äußerst unzuverlässige Konstruktion den Menschen mit einbeziehen in eine Art von Darstellung von Realität, wie die Welt und der Kosmos gestaltet sind. Das prägt sich darin aus, da gibt es gar kein Wenn und Aber. Ich habe mir immer wieder Gedanken darüber gemacht, woran das liegt, denn ich habe das nicht so gerne, muss ich ehrlich gestehen. Ich hab' das nicht so gerne, wenn solche unerklärlichen oder aus dem Unbewussten kommenden Reaktionen bei mir sind, und ich kann das so wenig steuern. Deswegen hab' ich mir überlegt, woran das liegt. Das ist natürlich sehr schwierig, da eine Erklärung zu finden, wieso Goethe in der Lage war, solche Dinge zu formen. Das bin ja nicht ich alleine, der das so empfindet. Auf der anderen Seite will ich nie in einen Topf geschmissen werden mit Goetheanern, das ginge zu weit. Denn die machen ja geradezu Indianertänze deswegen, weil die Sache so unbewusst ist. Das will ich nicht und find' ich nicht gut, weil ich auf der anderen Seite genau sehe, dass der Goethe ein eiskalter Kalkulator ist und nichts auslöst. Das ist ein raffinierter Hund. Und vor allem hat er auch selbstbewusst sich selber zuschauend geschrieben. Das ist doch nicht zu fassen, dass ein Autor um 1830 von seinem eigenen Werk, dem Alterswerk, nämlich von dem *Faust II* schreibt, es sei so geschrieben wie ein Spätwerk, mit den typischen Charakteristika eines Spätwerks. Das ist hier eben auch da in dem Goethe, diese Art von Bewusstsein und Selbstbeobachtung. Also, ich hab' mir überlegt, was das wohl sein könnte. Da ist also zum einen diese erstaunliche Selbstbeobachtung, die ja zum Resultat hatte, dass Goethe ganz bestimmte Lebensentscheidungen getroffen hat: wo man hingeht, dass man etwas abbricht, bestimmte Kontakte mit Menschen unterbricht oder sie aufbaut, Ortsveränderungen durchführt, sich einem ganz bestimmten Ort nähert und all solche Geschichten, also diese Art von Inszenierung, die er von sich selber gemacht hat. Zum andern ist es, glaube ich, eine Art von Sprachmacht, die in der Lage ist den vorher nie dagewesenen und nachher nie wieder erreichten Höhepunkt der deutschen Sprache darzustellen, das heißt, alles, was man mit deutscher Sprache

machen kann, tatsächlich auch zu realisieren. Aus seinem Sprachbewusstsein kommt die ganze Geschichte. Das ist meine Erklärung, anders kann ich es nicht begreifen. Und im *Faust* wiederum ist diese Sprachmächtigkeit auf den allerhöchsten Punkt getrieben (...).

Frage: Wenn wir schon bei der Sprache sind – dazu gehört ja auch die Metrik, die Verse. Die haben Sie ja kontrapunktisch verarbeitet, meiner Meinung nach. Haben Sie da einer Erwartung oder Vorstellung entgegenarbeiten, ein Bewusstseinsmoment schaffen wollen?

Peter Stein: Nein, das ist nur aus der Erkenntnis heraus, im Gegensatz zu der Art, wie die Verse in der Vergangenheit gehandhabt worden sind, dass der Schauspieler Freiheit braucht. Die Füllung vor allem der Senkungen ist vollkommen gleichgültig, das hat mit dem Versmass gar nichts zu tun. Selbst Goethe selber handhabt das ganz frei. Ich kenne das, irgendwelche komischen Besserwisser haben mir ja Briefe geschrieben und wollten mir sozusagen die Polizei auf den Hals hetzen, das ist natürlich völliger Quatsch, weil sie missverstehen, was Verse sind. Verse erzeugen einen bestimmten Rhythmus, das ist richtig, aber der Rhythmus wird nicht dadurch verändert, dass man Variationen einführt in den Füllungen, in den Senkungen. Das Problem ist, da man die Tradition, wie man Verse spricht, vergessen hat, die Schauspieler denn immer «lust'ge» sagen. Dieses Wort «lust'ge» gibt es aber nicht, das heißt «lustige». Wenn man das «i» einfügt, hat das weder auf die Musikalität, noch auf die Rhythmik irgendeinen Einfluss. Aus diesem Grunde habe ich den Schauspielern gesagt, sie können damit frei umgehen, wie sie's wollen. Auf gar keinen Fall dürfen sie mir «lust'ge» sagen. Wir haben ja Zuhörer, denen wir einen Sinn vermitteln, und das Wort «lust'ge» gibt's in der deutschen Sprache nicht. Es ist bloß markiert, dass es sich in den Rhythmus einpassen muss. Deswegen kann man nicht «lus-ti-ge» [*drei fette Silben*, S. St.] sagen, das wäre falsch.

Frage: «Ein politisches Lied» heißt es bei Ihnen.

Peter Stein: Natürlich. Wie heißt das Original?

S. St.: «Ein politisch Lied».

Peter Stein: Das gibt es nicht im Deutschen.

S. St.: Da muss ich Ihnen als Philologin widersprechen, das gibt es; im Hochdeutschen ist es veraltet, aber zu Goethes Zeiten wohl noch nicht.

Peter Stein: Aber wie ich schon sagte, das spielt doch überhaupt keine Rolle für die Musikalität und den Rhythmus. «Ein politisch Lied» versteht kein Mensch. Und gerade in diesem Zusammenhang ist es notwen-

dig, besonders deutlich zu verstehen, worum es sich handelt. Meine Auerbachs Keller-Szene, im Gegensatz zu denen, die ich kenne, macht – auch dadurch, dass sie kein Wort streicht – das Politische, auch das Schwachsinnige des Politischen ganz besonders deutlich. Das liegt daran, dass ich den Schauspielern sage, sie sollen vernünftig reden und nicht Verse kloppen. Das kann man nicht machen auf dem Theater, das ist ein großer Fehler. Die Schauspieler brauchen Freiheit in der Sache, und die Freiheiten, die sich die Schauspieler zu Goethes Zeiten herausgenommen haben, sind unendlich viel größer. Sie brauchen sich nur alte Aufnahmen anzuschauen, die es ja noch gibt vom Anfang des 20. Jahrhunderts, dann werden Sie sehen, wie die Leute, die in der Tradition von Verstexten noch standen, das behandeln, und das ist von allergrößter Freiheit. Und das ist notwendig, sonst ist man nach kürzester Zeit vollkommen eingeschlafen und wie in einem Korsett, sowohl die Schauspieler, als auch die Zuschauer. Eine unglaubliche Gefahr ist das, dass der Schauspieler mit seiner Mnemotechnik und seinem Organ diesem Versrhythmus anheimfällt, und das zu einer schrecklichen Langeweile, zu einer Monotonie führt, aus der nachher das Hirn auch gedanklich nicht mehr herausfindet (...) Die Schauspieler haben mir gesagt, diese Texte zu lernen, wäre ein Albtraum. Ich dachte immer, es sei ganz einfach, der Rhythmus ist vorgegeben, die

Reimwörter sind vorgegeben – Pfeifendeckel! Und dementsprechend war während des einen Jahres Probenzeit mein Kampf gegen die entsetzliche Wirkung dieser gereimten Verssprache bei den Schauspielern, die dann zum reinen klappernden Vollzug führt; völlig hirnlos. Das ist ja nun gerade das Entscheidende bei diesen Versen – vor allen Dingen im *Faust II* – dass sie von einer solchen gedanklichen Raffinesse sind, das man ja nur ins Staunen kommt, wenn man die Sache aufschlüsselt. Ich könnte Ihnen Dinge aufzeigen, das haben Sie überhaupt nie geahnt, was da drinsteht, wie das gebaut ist. Dass in einer einzigen Verszeile bis zu drei Brüchen in der Sprache existieren. Dieser ständige Wechsel der Sprache erfordert selbstverständlich, dass man den Schauspielern die Möglichkeit gibt, zu sprechen, wie sie wollen. Vor allem, sie auch ununterbrochen zu zerstören, in Prosa zu verwandeln und dann vorsichtig wieder zurückzuholen in den rhythmischen Zusammenhang, sonst gibt es keine Möglichkeiten der inhaltlichen Vermittlung der Sache. Schauen oder hören Sie sich an, was der Gründgens gemacht hat, oder der Quadflieg. Die haben eine perfekte Beherrschung der klassischen Sprache. Von dem, was sie sagen, versteht man kein einziges Wort. Man weiß nicht, wovon sie reden. Man versteht zwar jedes einzelne Wort, aber man weiß nicht, wovon sie sprechen.

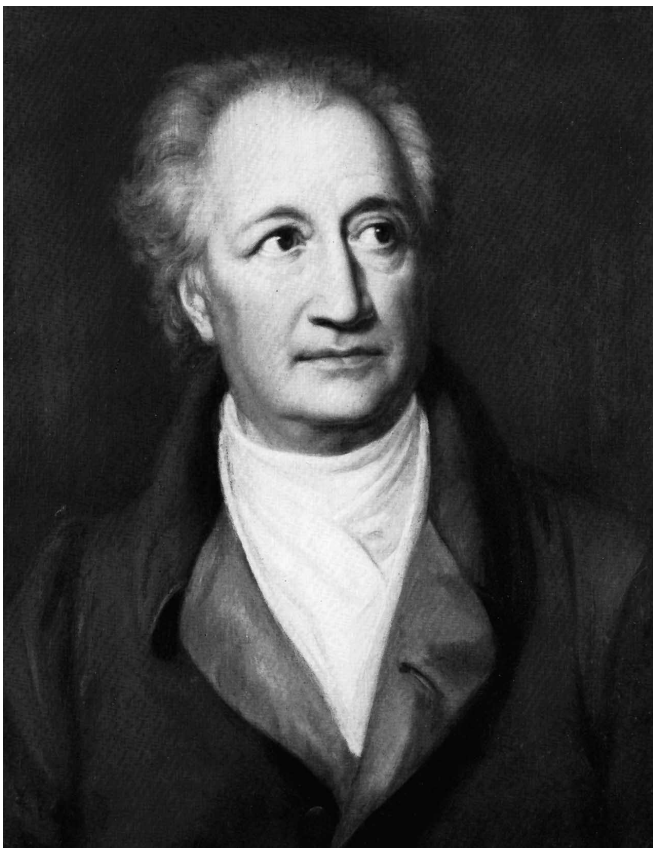
Frage: Sie haben sich vorgenommen, nichts wegzulassen. Gibt es Stellen, die Sie ganz gerne weggelassen hätten, die Sie in Verlegenheit gebracht haben?

Peter Stein: Zum Beispiel der ganze vierte Akt ist problematisch. Dort sind zwei Probleme: Es gibt da eine Kriegsszene, und die kann man eigentlich nur als Jokus, als eine Art von Kriegskabarett darstellen, weil gar keine Handlung dasteht. Es wird überhaupt nicht gehandelt, es geht nichts vor, das ist eine vollkommen statische Angelegenheit. Anschließend wird auch noch die Goldene Bulle abgefeiert. Das ist besonders unangenehm, der Schluss (...).

Frage: Und im zweiten Akt, die Klassische Walpurgisnacht?

Peter Stein: Überhaupt nicht. Das wollte ich immer haben. Das fand ich immer hochinteressant in jeder Einzelheit. Ein kritischer Punkt war vielleicht die sehr lange und wortgewaltige Chiron-Geschichte. Da gab es eine gewisse Angst, wie soll man das, um Gottes Willen, zu Ende führen. Das hört ja überhaupt nicht auf.

Es ist nun nicht so, im Gegensatz zu dem was mir immer nachgesagt wird, dass ich prinzipiell besonders werktreu bin. Ich habe in meinen Klassiker-Aufführun-



Goethe, Ölbild von K.S. Stieler (1828)

gen immer die allergrößten Montagen veranstaltet, das merkt nur niemand. [*Lacht*] Gott sei Dank! Ich habe z.B. bei Gorkij zusammen mit Botho Strauss 40% des Stücks neu geschrieben, das hat kein Mensch gemerkt. Ich habe immer gewaltige Striche durchgeführt, in meinen früheren Aufführungen natürlich noch mehr. Ich habe den ganzen fünften Akt vom Peer Gynt neu geschrieben. Nur: Ich schreibe es nicht neu, weil ich meine eigenen Gedanken da hereinbringen will, sondern weil ich versuchen will, das, was im Stück steht, den Menschen heute zu vermitteln. Und da gibt es an bestimmten Stellen Schwierigkeiten. Vor allen Dingen, als ich jünger war, noch dümmer war als heute – ich will nicht sagen, dass ich klug bin, aber etwas weniger dumm als früher, glaube ich – da hatte ich noch größere Befürchtungen, dass bestimmte Sachen nicht ankommen, nicht durchkommen. Heute bin ich dann manchmal der Meinung, man soll es seinen Zuschauern nicht zu leicht machen. Die sollten dann schon selber dahinterkommen. Und man sollte sich bemühen, ohne die Sache zu berühren, dennoch den Vermittlungsprozess zum Erfolg zu führen. Es gibt aber bestimmte Stücke, bei denen, wenn man sie wirklich zur Kenntnis nehmen will, das Streichen sinnlos ist. Dazu gehören z.B. Partituren von Tschechow, *Drei Schwestern*, *Kirschgarten*, da einen Satz zu streichen, das ist genauso, als wenn man sechzehn Takte aus *Don Giovanni* herausnimmt. (...)

Frage: Nichtmenschliche Wesen – bei Goethe anders als bei z.B. Shakespeare – sind nicht ohne Weiteres aus der volkstümlichen Tradition verständlich. Welche Funktion haben sie im Text und nach welchen Gesichtspunkten haben Sie sie inszeniert?

Peter Stein: Ich mach' da keine Unterschiede. Das kann ich gar nicht. Also Engel, die sind, ich weiß nicht, weiß.

S. St.: Die sehen so ingenieurhaft aus bei Ihnen.

Peter Stein: Die Kostüme der Engel sind gar nicht zu Ende gedacht, das sind Probenkostüme, und die sind halt weiß. Die Frage nach den allegorischen Figuren, die es ja haufenweise gibt, wäre viel interessanter. Aber zurück zu den Geistern: Die verhalten sich auf der Bühne genau wie Emmy oder Erwin. Das fängt ja schon mit Mephisto an, die ganzen Geister kommen alle aus der Folklore. Nur die Allegorien nicht. Was heißt Folklore, Engel und Teufel kommen natürlich aus der Tiefe dieser schwachsinnigen religiösen Überlieferung. Die Figuren kommen alle aus der Tradition; wie er sie benutzt, ist ganz unterschiedlich. Das Irrlicht ist eher eine Art von witziger, spitzbübischer Figur, die Elfen sind, na ja, nichts weiter als ein Anfangsgeläut von irgendeiner Szene, aber auch

nichts besonders Übernatürliches, kann man doch nicht sagen.

Bei den Engeln ist es etwas Anderes, die haben halt in erster Linie die Gegenfunktion zu Mephisto, die müssen diese Arbeit da machen. Das sind in erster Linie natürlich Arbeiter, die Schwierigkeiten haben, ihren Job durchzuführen. Dieser ganze Schluss des fünften Aktes ist nicht ausgereift, wenn ich ihn lese, kommt er besser zur Geltung.

Frage: Was hat es mit Ihren zwei Mephisto-Darstellern auf sich?

Peter Stein: Mit dieser Rolle ist viel Missbrauch getrieben worden. Das liegt an den Theaterleuten. Das erste, was die gemacht haben, ist Zeilen zählen, und da stellt sich heraus, Mephisto ist die ergiebigste Rolle. Die haben sich dann die Stars und Prinzipale immer gesichert. Das ist aber eine Manipulation des Stückes. Die beste Kraft muss Faust sein. Diese Manipulation wollte ich von vornherein zerschlagen. Es muss klar sein: es gibt nur einen Boss, und das ist Faust.

Der zweite Grund ist der Sound der Rolle. Gründgens hat den Mephisto herunterziehend gespielt, mit schwulem Dämonismus, aber im Grunde als genuss-süchtigen Spießer. Bei mir hat der Adam Oest Gründgenssche Elemente, er spielt den wollüstigen Konsumenten, den Sextourist.

Frage: Haben Sie die Aufführung im Goetheanum gesehen?

Peter Stein: Ich nicht, der Bruno Ganz war da.

S. St.: Aus Ihrem Buch entnehme ich, dass Sie sie ablehnen.

Peter Stein: Ich lehne sie nicht ab, sollen die das machen, nur das hat mit Theater nichts zu tun. Ich will professionelles Theater und kein Sektierertum, wo ich eine spezielle Atem- und Tanztechnik lernen muss.

S. St. [*Fragender Blick*]

Peter Stein: Das wissen Sie vielleicht gar nicht, die Schauspieler müssen da noch auf eine bestimmte Art herumhüpfen lernen. Aber Eurythmie und Ähnliches hilft nicht zu einem besseren Verständnis. Singen und Bewegen geht über den Text hinaus. Ich habe große Hochachtung vor der Anthroposophie, insofern sie Missstände unserer Zivilisation durchschaut und benannt hat. Doch ich verweigere nicht den rechten Winkel, weil er genau das ausdrückt, was unser Problem ist. Es hilft nichts, das abzuschragen, das ist Weltflucht.

Warum es Peter Stein nur zum Zeigen eines Matterhorn-Torsos bringen kann

Kommentar zum Interview

Das Interview mit Peter Stein ist symptomatisch für das Verhältnis eines modernen Künstlers zur größten Strebensdichtung der Welt, wie Rudolf Steiner Goethes *Faust* einmal nannte. Dieses Verhältnis ist durch und durch ein ambivalentes. Zwar ist Stein einerseits vom *Faust* fasziniert. Ja, dessen Texte sind ihm sogar «gültig wie das Matterhorn». Er erlebt, «dass man überhaupt an dem Allerbesten des eigenen Menschseins und des Menschseins überhaupt teilnimmt, indem man diese Sachen liest». Man spürt in einer solchen Äußerung etwas vom Geist echter Bewunderung im Anblick dieser überragenden Dichtung – eine günstige Voraussetzung für eine dramaturgische Umsetzung.

In dem Moment aber, wo Stein an diese Umsetzung konkret herangeht, weht ihm plötzlich ein ganz anderer Geist um Haupt und um Gemüt. Das zeigt sich zunächst beispielsweise darin, dass er behauptet, niemand verstünde, was «ein politisch Lied» sei (Auerbachs Keller) und dass es rhythmisch einerlei sei, ob man «politisch Lied» wie bei Goethe oder

«politisches Lied» wie bei Stein sagt. Ihm selbst ist das allerdings offenbar nicht einerlei, weshalb er seine um eine Silbe gedehnte «verständliche» Version durchsetzt. Aufgrund einer rätselhaften Taubheit für konkrete Versrhythmik zerstört er so den musikalischen Fluss unzähliger Verszeilen in der ganzen Dichtung.

Noch spürbarer wird der andere Geist, der Stein bei der dramatischen Umsetzung leitet, da, wo er vor der Aufgabe steht, die *übersinnlichen* Elemente der Dichtung auf die Bühne zu bringen. Hier weiß er eigentlich gar nicht, was er umsetzen soll. Denn er glaubt: «Die ganzen Geister kommen alle aus der Folklore.» Und was er von der entsprechenden «Folklore» hält, fügt er gleich unmissverständlich hinzu: «Engel und Teufel kommen natürlich aus der Tiefe dieser schwachsinnigen religiösen Überlieferung.» Engel kann er in keiner Weise als selbständige reale Wesenheiten denken, höchstens als abstrakte «Gegenfunktion zu Mephisto».

Stein spricht von den «Faszinationen, die von großen Kunstwerken ausgehen, die Erkenntnisschichten anpeilen, die eigentlich nicht recht ins Bewusstsein zu heben sind.»

Große Kunstwerke enthalten immer übersinnliche Elemente. Goethes *Faust* in besonderer Art, denn es zeigt einen Menschen, der unaufhörlich danach strebt, gerade von diesem Übersinnlichen ein klares *Bewusstsein* zu entwickeln. Sogar ein dem Menschen wenig geneigtes Wesen der übersinnlichen Welt wie «Mephisto» muss dem Faust, bevor er den Gang zu den Müttern antritt, attestieren:

«Ich rühme Dich, eh Du Dich von mir trennst,
und sehe wohl, dass du den Teufel kennst.»

Dieses Erkenntniskompliment könnte Mephisto Peter Stein bei dessen Umsetzung der Dichtung nicht machen. Denn Stein kennt den ihn dabei inspirierenden Geist nicht und hielte – im Gegensatz zu Faust – die Vorstellung wohl für höchst grotesk, ihn kennenlernen zu sollen oder zu können. Es ist der Geist der Geistesfurcht, des Geistes-Spottes und des Geistes-zweifels, wobei das nicht ins Bewusstsein gehobene Spotten über geistige Realitäten bei Stein im Vordergrund zu stehen scheint (siehe nebenstehenden Kasten).

Bei der Umsetzung des *Faust* kommt es besonders darauf an, sich auch zu dessen übersinnlichem Gehalt in ein vernünftiges und erlebtes Verhältnis bringen zu können. Sonst muss die ganze Umsetzung der Dichtung, falls sie, wie von Stein im Grunde bewundert wird, die ambivalente Haltung, die durch ein gleichzeitig vorhandenes und durch Spott verdecktes Defizit an Geist-Verständnis hervorgerufen wird, einfach widerspiegeln. Und das ist bei Steins Inszenierung tatsächlich der Fall.

Goethes *Faust* ist eine Dichtung des Geistes, eine Dichtung des Einverwobenseins menschlichen Leidens und Handelns

Rudolf Steiner über die tiefsitzende Neigung, Geistiges zu verspotten

Und das zweite Tier, das aus dem Zeitgeiste heraus sich in die Menschenseele heute einschleicht, um ein Erkenntnisfeind zu werden, dieses zweite Tier, das überall lauert, wo man hinkommt, das aus den meisten Literaturwerken der Gegenwart, aus den meisten Galerien, aus den meisten Plastiken, aus den meisten sonstigen Kunstwerken, aus allem möglichen Musikalischen heute an den Menschen herantritt, das in Schulen sein Unwesen führt, das in der Gesellschaft sein Unwesen führt, das überall da ist im Wandel der Menschen, das zweite Getier, es ist dasjenige, was, um die Furcht vor dem Geiste sich nicht gestehen zu brauchen, sich innerlich erregt fühlt, über das geistige Wissen zu spotten.

Dieser Spott, er äußert sich ja nicht immer, denn die Menschen bringen sich nicht zum Bewusstsein, was in ihnen ist. Aber ich möchte sagen, nur durch eine leichte, spinnwebendicke Wand ist vom Bewusstsein des Kopfes getrennt dasjenige, was im Herzen des Menschen heute überall spotten will über wirkliche Geist-Erkenntnis. Und wenn der Spott zutage tritt, so ist es nur dann, wenn eben die mehr oder weniger bewusste oder unbewusste Frechheit des gegenwärtigen Menschen die Furcht etwas zurückdrängt. Aber aufgestachelt durch innere sonderbare Kräfte ist schon im Grunde jeder Mensch heute gegen die Offenbarungen des Geistes. Und durch die allsonderbarsten Mittel offenbart sich dieses Spotten.

Aus: *Esoterische Unterweisungen für die erste Klasse der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft am Goetheanum*, GA 270/I, Erste Stunde vom 15. Februar 1924.

in geistige Realität; das Geistige wird in ihr ganz konkret genommen, nicht nur in bezug auf die Gestalt Mephistos. An dem «Allerbesten des eigenen Menschseins und des Menschseins überhaupt» teilzunehmen, bedeutet heute, auf spirituelle Realitäten wirklich hinzublicken, wie sie Goethe in dichterischer Gestalt vor den Zuschauer hinstellt; es bedeutet, den Erkenntnisweg in die geistige Welt wirklich einzuschlagen, wie dies Faust erkenntnistunig unternimmt. Wer es – fürchtend, spottend oder dauernd zweifelnd – meidet, diesen Weg zu suchen, kann naturgemäß gerade das Beste und Höchste an der Faust-Dichtung auf keine Bühne bringen.

Stein ist einem Bewunderer des Matterhorns vergleichbar, der jedesmal, wenn er es auch anderen zeigen möchte, dessen Gipfelregionen wie plötzlich verhext in dichten Nebel getaucht findet, sodass er nur noch auf einen Torso deuten kann.

Seine ambivalente Umsetzung der Dichtung könnte erneut dazu anspornen, in Dornach (und anderswo!) Inszenierungen anzustreben, die auch die höchsten Regionen dieses einzigartigen Dichtungs-Gebirges zu zeigen vermögen. Was wäre denn das Matterhorn ohne seinen einmalig geformten *Gipfel*?

Thomas Meyer

Goethes Schatten

Zwei Buchbesprechungen*

«Goethe darf man nicht nach seinem Privatleben beurteilen, sondern nur nach seinen Werken.» Solche oder ähnliche Äußerungen sind oft getan worden, wohl aus dem Wunsch heraus, sich das Ideal vom integren Genius Goethe nicht zerstören zu lassen. Andererseits ist es ja gerade das Menschliche, das heute besonders interessiert; das Zusammenspiel von Erkenntnis-, Gefühls- und Willensleben. Viele Biographien berühmter Männer – man denke nur an Richard Wagner, Auguste Rodin, Pablo Picasso – zeigen, welche Kluft sich auftun kann zwischen höherer Erkenntnis und moralischer Entwicklung. Wer also nicht nur den idealen, sondern den ganzen Goethe verstehen will, muss den Blick auch auf seine Schattenseiten richten. Dafür muss es sich der tote Dichter gefallen lassen, dass andere in seinem Privatleben herumschnüffeln. Dies auf einfühlsame Weise zu tun, und ohne die Bedeutung seines Werks zu schmälern, ist das Verdienst zweier Autoren, deren kürzlich erschienene Bücher hier besprochen werden sollen.

Das eine trägt den Titel *Das Inkognito* und handelt von «Goethes ganz anderer Existenz in Rom». Was waren die Gründe dafür, dass Goethe für seine Romreise ein Pseudonym wählte und sich als Kaufmann oder Maler namens Johann Philipp Möller ausgab? Die Vorteile, die dieses Inkognito mit sich brachte, erfahren wir von dem italienischen Kulturwissenschaftler Roberto Zapperi. Zapperi wäre sicherlich ein hervorragender Detektiv geworden, hätte ihn nicht seine Liebe zur Kulturgeschichte davon abgehalten. Mit fast ermüdender Genauigkeit geht er auf Spurensuche, sammelt Indizien, überprüft, kombiniert, vergleicht, zieht Schlüsse, erwägt Motive, stellt Thesen auf und beweist.

Dem Leser wird plausibel, wieviel für Goethe von dieser Reise abhing. Sie bedeutete eine Flucht aus Weimar und damit aus eingefahrenen Gleisen und gesellschaftlichen Zwängen, die den Schriftsteller so sehr einengten, dass sie ihm seine Schaffenskraft raubten. Ein solcher Ausbruchversuch musste gut vorbereitet sein, und Goethe verwandte viel Sorgfalt darauf, seine Reise möglichst lange geheim zu halten. Zudem scheint es Goethe Spaß gemacht zu haben, eine andere Identität anzunehmen und unerkannt seine Scherze zu treiben, sich unters Volk zu mischen und – wie Zapperi überzeugend nachweist –

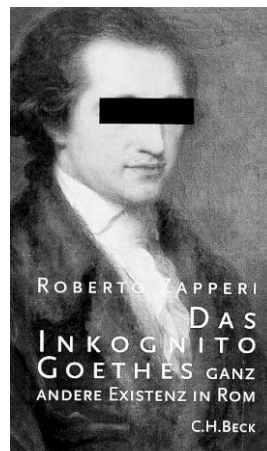
eine verbotene Liebschaft zu einer römischen Frau aus einfachen Verhältnissen zu unterhalten.

«Goethe hat immer die Neigung gehabt, unter Annahme einer Verkleidung oder eines fremden Namens aufzutreten. Seine am liebsten objektiv beobachtende Natur befand sich wohl beim Inkognito», bemerkt auch Herman Grimm in seinen Vorlesungen über Goethe.¹ Goethes Neigung hingegen, schöne Frauen zu umwerben, entsprang nicht seiner «objektiv beobachtenden Natur»; sie hatte andere Gründe (siehe Kasten) und führte dazu, dass er sich in Italien um die Wirtstochter Costanza Roesler und die «schöne Mailänderin» Maddalena Riggi bemühte. Ein Liebesverhältnis hatte er jedoch mit keiner von beiden, sondern mit einer dritten Frau, die ihm als Vorbild für die Gestalt der Faustina in den *Römischen Elegien* diente.

Als Quellen für seine Forschungen dient Zapperi nicht nur die üblicherweise herangezogene *Italienische Reise*, Goethes 40 Jahre später verfasster Reisebericht, der wie *Dichtung und Wahrheit* wohl eher «eine Mischung aus schwacher Erinnerung und höchst lebendiger dichterischer Phantasie»² ist. Der spitzfindige Italiener hat noch andere brauchbare Dokumente entdeckt, so z.B. das Ausgabenbuch Goethes und den Nachlass von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, dem Malerfreund Goethes, mit dem dieser längere Zeit in Rom zusammenge- wohnt hat. Es gibt also doch noch Neues über den altbekann-

ten Dichter zu sagen. Das zitatenreiche Buch erhellt so manchen Zusammenhang zwischen den realen Begebenheiten während seines römischen Aufenthalts und seinem literarischen Werk.

Für Zapperi ist auch klar, dass Goethe sich in Rom von einem alten Beziehungsmuster verabschiedete. Er, der sich bislang wie sein Werther von verheirateten oder auf andere Weise unerreichbaren Frauen angezogen gefühlt hatte, entdeckte in Rom für sich eine neue Form praktizierbarer



Liebe, die endlich auch die Sexualität mit einschloss: die heimliche, von allen Ehepflichten befreite Beziehung zu einer niedrig gestellten jungen Frau – eine Verbindung, wie er sie dann auch kurze Zeit später mit Christiane Vulpius einging.

Zapperis Anliegen ist es jedoch nicht, Goethe zu kritisieren oder gar anzuklagen, sondern dem zeitlosen *Dichter* Goethe einen in einer bestimmten Zeit stehenden *Menschen* Goethe gegenüberzustellen. Einer Zeit voller Konventionen und moralischer Vorstellungen, deren Grenzen Goethe zu umgehen suchte.

Weniger dokumentarisch, aber ebenfalls gründlich recherchiert, ist das Buch des Literaturwissenschaftlers und Goethekenners Werner Liersch: *Goethes Doppelgänger – Die geheime Geschichte des Doktor Riemer* lautet der Untertitel des Buches, denn Friedrich Wilhelm Riemers Leben ist untrennbar mit demjenigen Goethes verknüpft und wirft ein Licht auf Goethes Einfluss, seinen Umgang und seine Wirkung auf seine Mitmenschen, auch seinen Erfolg, der mitunter auf Kosten anderer ging. Liersch kommentiert: «G. [Goethe] ist viel schlimmer als ein Herr. Ein Kannibale ist er. Einer, der nichts von seinen Dienern übriglässt. Ein Einsamer, der Leute braucht, die ihm auf seiner kühlen Höhe verlässlich Wärme zufächeln.»

Auch Riemer gehörte zu den Menschen, die ganz in Goethe aufgingen. «Er ist doch der einzige, durch den ich mich geschmeichelt fühle, selbst wenn er mich benutzt», schrieb Riemer über Goethe in sein Tagebuch. 29 Jahre lang übernahm er die verschiedensten Aufgaben für Goethe; unterrichtete den Sohn, übernahm Schreib- und Korrekturarbeiten, begleitete ihn auf vielen seiner Reisen und war sein engster Vertrauter. Die etwas tragische Gestalt des Doktor Riemer, sein nicht gerade vorteilhaftes Äußeres, seine gestauten sexuellen Bedürfnisse, seine Unzulänglichkeiten, seine Armut, die ihn trotz Bildung und vieler Fähigkeiten zu einem «Hofmeisterleben» zwangen – all dies schildert Werner Liersch in eindrucksvollen Szenen.

Riemer (1774–1845) war selbst Dichter und Philologe und übernahm später sogar das Amt des Geheimen Rates, das auch Goethe innegehabt hatte. Ein paar unangenehme Charaktereigenschaften scheint er ebenfalls mit Goethe gemeinsam gehabt zu haben: Er war bekannt «durch einen Mangel an Selbstbeherrschung und ständig wiederkehrende Anfälle übler Laune. Ein schwerer, untergesetzter Mann». Zu den Gemeinsamkeiten gehört auch, dass er erst spät heiratete. Allerdings stellte diese Heirat wiederum das Familienleben Goethes in den Schatten. Denn Riemer heiratete eine Frau, für die auch Goethe

Grosser Schatten eines grossen Menschen

In der (...) vierten Abteilung der Zeichnungen Tischbeins in Goethes Besitz befindet sich auch ein Aquarell mit dem Titel «Wunderbarer Licht- und Schattenzufall». (...) Das Aquarell zeigt einen exakt begrenzten, fast leeren Raum. Licht gibt nur das mächtige Feuer, das im Kamin auf der rechten Wand lodert. Das Feuer brennt so hell, dass ein riesiger Schatten entsteht, der größer ist, als er es in Wirklichkeit wäre. Er wird von der Gestalt eines Mannes vor dem Kamin geworfen. Er (...) steht mit dem Rücken zum Feuer, um sich zu erwärmen. (...) Der Schatten ist so lang und unnatürlich, dass wir ihm eine symbolische Bedeutung beimessen müssen. In Wirklichkeit sind es sogar zwei Schatten. Die Gestalt vor dem Kamin verdoppelt sich: Der eine Schatten kriecht über den Boden, klettert die linke Wand empor und streckt sich weit über die Decke aus; ein zweiter Schatten steigt die Kaminwand empor und erreicht ebenfalls die Decke, so dass sich die zwei Schattenköpfe mit dem charakteristischen Hut des Mannes vor dem Feuer hier begegnen. Die beiden Schatten bilden eine Art Rahmen für die auf der Rückwand aufgereihten Möbelstücke. (...) Das Aquarell könnte (...) sehr gut diesen Vorsaal in der von Goethe und Tischbein bewohnten Wohnung am Corso darstellen. (...)

Im Zusammenhang mit Betrachtungen über das Spiel von Licht und Schatten beschrieb Tischbein in seiner *Eselsgeschichte* die Gefühlslage eines Freundes, die sich in der Szene des Aquarells zu reflektieren scheint. Es ist nützlich zu lesen, was er schreibt:

«Wenn die Erscheinung des Lichts in der Natur geeignet ist, heilsame Betrachtungen und schöne Ideen in manchem Geiste zu wecken, so wirkt nicht selten das Gegenbild des Lichts, der Schatten, wohlthätig auf uns und erregt heitere Gedanken in ei-

ner traurigen Seele. Auf diesem Schattenbilde habe ich einen meiner Freunde in einem Augenblick seines tiefsten Unmuts dargestellt, so wie er mir's erzählte. Er lebte in der Fremde, wo er kein Herz fand, welches sich befreundet zu dem seinigen neigte. Je tiefer er dieses fühlte, desto geringer kam er sich selbst vor, und sein Missmut stieg mit der Überzeugung seines eingebildeten Unwerts. Er steht einst spät in der Nacht am Kamin, in welchem ein großes flackerndes Feuer brennt, sieht vor sich nieder und denkt trostlos darüber nach, wie er doch so gar nichts ist. Endlich blickt er auf und sieht oben an der Decke des Zimmers, welche von dem Kaminfeuer beleuchtet wird, einen langen Schatten sich bewegen. Diese Erscheinung befremdet ihn, er weiß nicht, woher der Schatten kommt, er verfolgt ihn und bemerkt, dass er da, wo er dessen Ende sucht, den Anfang findet. Der Schatten geht von seinen Füßen aus, läuft über den Fußboden weg, steigt die Wand hinauf und wirft sich groß und breit über die Decke hin. Er sieht nun, dass es sein eigener Schatten ist. Was in diesem Augenblick kein Lichtstrahl vermocht hätte, seine gebeugte Seele aufzurichten, das tut dieser Schatten. Wer noch einen so großen Schatten machen kann, denkt er sich, der muss doch etwas sein.»

Das Aquarell, heute unter dem Titel «Der lange Schatten» bekannt, schenkte Tischbein Goethe, (...) zweifellos malte Tischbein das Aquarell, weil es Goethe und niemand sonst betraf. (...) Goethe, das heißt der Mann vor dem Kamin, ist der Freund in einem Moment des «tiefsten Unmuts», als er in der Fremde lebte und kein «befreundetes Herz» fand. Dieser Moment fällt in den Februar 1787, als Costanza Goethe ihre Liebe verweigerte.

Aus: *Das Inkognito* von Roberto Zapperi (S. 161-168)

the geschwärmt hatte: Caroline Ulrich, die schöne junge Angestellte und Gesellschafterin in Goethes Haus.

Als es zum Konflikt und infolgedessen zum Bruch zwischen Goethe und Riemer kommt, ist Riemer «ein Schatten ohne den Mann, der ihn wirft». – Bis Goethe sich eingesteht, dass er ohne den alltäglichen Riemer eben doch nicht auskommt. Riemer führt ein Schattendasein an der Seite Goethes, während Goethe von sich sagen kann: «Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwicklungen das Absolute meines Charakters sehr zustatten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden, wie ein Hund, aber meine Zwecke immer festhalten, trat ich dann mit der Ausführung hervor, so musste ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts und links was da wollte.» Und: «Wer mit mir nicht gehen kann, oder will, von dem scheide ich.»

Das gibt Liersch zu bedenken. Aber er gibt auch Rätsel auf. So ist es z.B. auffällig, dass er immer wieder darauf zurückkommt, dass Goethe den Winter nicht mochte. «Der Schnee deckt das Land wie ein Leichentuch», und Goethe «meidet alle Nähe des Todes», «flieht vor der Unendlichkeit des Todes». – Wäre es mit Goethe und Riemer vielleicht anders gekommen, wenn Goethe, dieser König im Reich der Lebenden, das Reich der Schatten – wie überhaupt das «Schattenhafte» im Leben – weniger gemieden hätte? – Oder war die Begegnung zwischen Goethe und Riemer eine «Schicksalsbegegnung»? – In der Tat scheinen sich hier viele Schicksalsfäden zu verweben. Oder ist es Zufall, dass Goethe und Riemer beide eine «Römische Geschichte» haben (Riemer war vorher bei Humboldts in Rom angestellt)? Und ist es Zufall, dass sowohl der Sohn von Humboldts als auch der Goethe-Sohn August – beides ehemalige Riemer-Schüler – in Rom an der Cestiuspyramide begraben wurden?

«Riemer hat einen Pakt. Er hat sich eingelassen, mit G. zu steigen und zu sinken», heißt es bei Liersch. Aber wie und wann – und warum – ist dieser Pakt geschlossen worden?

Ein Buch also, das Fragen aufwirft. Und das sich nicht einlässt auf das «Perpetuum mobile der Überhöhung und Herabsetzung der Person» Goethes, dessen Autor sich aber bewusst ist, dass es hier um mehr geht als die abstrakte Rekonstruktion von Biographien am Seziertisch der Wissenschaft. Ein Buch auch, das Goethes großartige Weisheit und Dichtkunst mit einbezieht.

Liersch wirbt nicht um Sympathien – weder für Riemer noch für Goethe, noch für das allgegenwärtige Weimarer Publikum auf dem Goetheschen Schauplatz – ebensowenig wie er anprangern will. Weder Mitleid noch Abscheu soll der Leser empfinden – wohl, weil dies der einzig gangbare Weg ist, um sich einem Thema zu nähern, wie Liersch es sich ausgesucht hat.

Die geheime Geschichte des Doktor Riemer ist die Geschichte von einer biographischen Verkettung zweier Persönlichkeiten. «Es ist Weimars verborgenste Geschichte», die Liersch für uns ans Tageslicht holt.



XVIII

Eines ist mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abscheulich, empört jegliche Faser in mir,
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, gestehen:
Gar verdrießlich ist mir einsam das Lager zur Nacht.
Aber ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten und Gift unter den Rosen der Lust,
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht.
Darum macht Faustine mein Glück; sie teilet das Lager
Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hindernis will die rasche Jugend; ich liebe,
Mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit ist's! wir wechseln sichere Küsse,
Atem und Leben getrost saugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauschen,
Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guss.
Und so dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, schmücken uns festlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! Das Glück, und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott!

Aus: *Römische Elegien* von J.W. Goethe

Dieses Buch ist weit mehr als ein Stück lebendiger Weimarer Geschichte. Aber es ist *auch* Weimarer Geschichte, die noch dazu den Vorteil hat, dass deren Akteure hier selber zu Worte kommen, ohne dass die Zitate (aus Tagebüchern, Briefen etc.) den Lesefluss behindern. Und das, obwohl der Autor seine ganz eigene Art des Formulierens hat. Seine knappen Sätze heben sich von der schwelgerischen Ausführlichkeit ab, wie sie zu Goethes Zeit üblich war. Zudem schaffen die Pausen nach jedem Satz Raum für das Gefühlsecho des Lesers, der mal mit Betroffenheit, mal belustigt auf die pointierten Aussagen und Kommentare, die geistreichen Bemerkungen, witzigen Andeutungen, interessanten Gegenüberstellungen und Vergleiche reagieren mag. Also ein gekonntes Spiel mit Sprache, welches das fast 400 Seiten umfassende Werk nie langweilig werden lässt und zu eigenem Nach- und Weiterdenken anregt.

Claudia Törpel, Berlin

- * Roberto Zapperi, *Das Inkognito – Goethes ganz andere Existenz in Rom*, C.H. Beck, München, 3. Aufl. 1999, ISBN 3-406-44587-X.
Werner Liersch, *Goethes Doppelgänger – Die geheime Geschichte des Doktor Riemer*, Aufbau TB, Berlin 2001, ISBN 3-7466-1748-0.

- 1 Herman Grimm, *Goethe-Vorlesungen*, Bd. I, Werner Kornmann, Winterbach 1989, S. 76.
- 2 Ebd., S. 81.

Was geschah am 11. September wirklich?

«Wir müssen zum Erlebnis bringen, dass unser Denken vor dem größten Terrorakt der Geschichte versagt.» So stand unlängst im **Goetheanum – Wochenschrift für Anthroposophie** zu lesen. Wir halten eine solche Kapitulation vor der Erkennbarkeit der wirklichen Hintergründe dieser Katastrophe für eine weitere Katastrophe, umso mehr als sie eine «anthroposophische» Perspektive wiederzugeben vorgibt. Auch die im Februarheft der anthroposophischen Zeitschrift **Die Drei** geforderte deutsche «Bereitschaft zum militärischen Engagement an der Seite der USA» halten wir für eine pseudo-anthroposophische Kapitulation vor den offiziellen Versionen der Katastrophe vom 11. September 2001.

Umso dringlicher erscheint es uns, jenen Zeitgenossen, die noch Vertrauen in die Kraft der Erkenntnis haben und die den durch die größten Hof-Medien verbreiteten Versionen über den 11. September noch nicht völlig erlegen sind, weitere Materialien für eine wirklichkeitsgemäße Urteilsbildung zu unterbreiten.

Wie schon angekündigt, bringen wir im folgenden einen Auszug aus den Recherchen Jared Israels, die auf dem Internet zugänglich sind.

Thomas Meyer

1) Wie konnten die US-Routinesicherheitssysteme am 11. September 2001 versagen?

Auszug aus einem Web-Artikel von Illarion Bykov und Jared Israel mit dem Titel «Schuldig für den 11. September». Zu finden unter <http://emperors-clothes.com/german/articles>.

Die Luftwaffenbasis «Andrews Air Force Base» ist eine riesige militärische Anlage, die nur 10 Meilen vom Pentagon entfernt liegt (siehe Abbildung unten).

Am 11. September waren auf Andrews zwei vollständige Staffeln von Abfangjägern einsatzbereit. Ihre Aufgabe war, den

Luftraum über Washington D.C. zu schützen. Sie sind ihrer Aufgabe nicht nachgekommen. Obwohl mehr als eine Stunde zuvor vor einem laufenden terroristischen Angriff gewarnt wurde, versuchte nicht ein einziger Abfangjäger von Andrews, die Stadt zu schützen.

(...) Die Medien hätten eigentlich verlangen sollen, die Wahrheit darüber zu erfahren, warum die dem Schutz Washingtons zugewiesenen Kampffjets nicht schon eine Stunde vorher per Alarm starteten, BEVOR das Pentagon getroffen wurde (...)

FAA [die US-Flugsicherungsbehörde], NORAD [nordamerikanisches Luftverteidigungskommando] und das Militär haben Vorschriften über die Zusammenarbeit, die bestimmen, dass unter Notfallbedingungen Linienflugzeuge durch Jagdflugzeuge abzufangen sind. Diesen Vorschriften wurde nicht Folge geleistet.

Beamte der Luftwaffe und andere haben versucht, diese Unterlassungen wegzuerklären: «Air Force Oberstleutnant Vic Warzinski, ein weiterer Pentagonsprecher [sagte]: «Das Pentagon erkannte einfach nicht, dass dieses Flugzeug auf uns zu steuerte, und ich bezweifle, dass vor dem Ereignis am Dienstag irgend jemand irgend etwas wie dies hier erwartet hätte.»¹

Gestützt auf Informationen der Massenmedien und offizieller Websites werden wir zeigen, dass dies eine Lüge ist.

Einiges von dem, was am 11. September geschah, wie etwa dass Flugzeuge in Gebäude flogen, war ungewöhnlich. Aber das meiste von dem, was geschah, dass etwa kommerzielle Jets vom Kurs abweichen, Transponder [el. Antwortsender] ausfallen und etwaige Entführungen sind gewöhnliche Notfallsituationen. Wir werden zeigen, dass diese Notsituationen routinemäßig und gemäß klarer Regeln gehandhabt werden, mit der Effizienz von Experten.

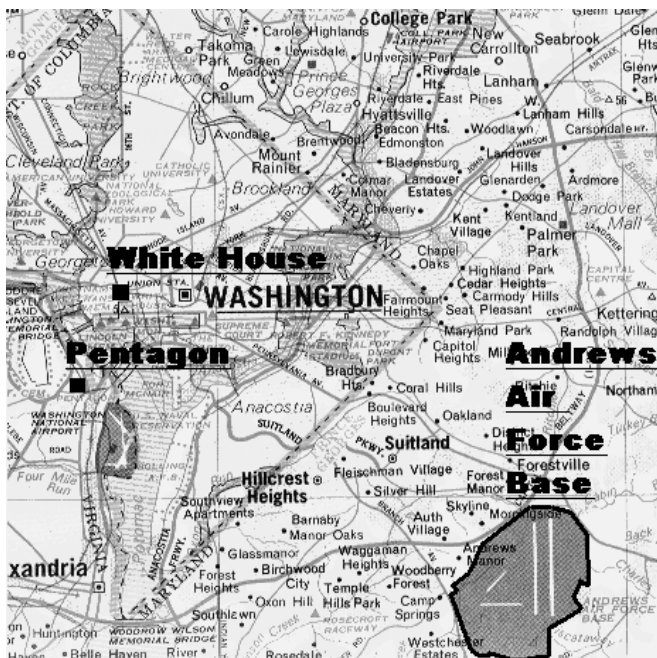
Der Einschlag des ersten entführten Jets in das World Trade Center stellte klar, dass die Vereinigten Staaten einer außergewöhnlichen Situation gegenüberstanden. Dies hätte eigentlich die Notfallreaktion der Luftsicherheits- und Verteidigungssysteme intensivieren müssen.

Das ganze Land war alarmiert. Zum Beispiel verbreitete die New Yorker Polizei um 9:06 vormittags die Nachricht: «Dies war ein terroristischer Angriff. Verständigen Sie das Pentagon.»²

Der «American Forces Press Service» [Pressdienst der amerikanischen Streitkräfte] berichtete, dass normale Leute, die im Pentagon arbeiteten, darüber besorgt waren, dass sie die nächsten sein könnten: «Wir sahen das World Trade Center im Fernsehen», sagte ein Marineoffizier. «Als das zweite Flugzeug absichtlich in den Turm flog, sagte jemand: «Das World Trade Center ist eines der bekanntesten Symbole Amerikas. Wir sitzen in einem beinahe so bekannten.»³

Die Flugsicherungs- und Luftverteidigungssysteme der USA werden in Reaktion auf Probleme jeden Tag aktiviert. Am 11. September fielen sie trotz, nicht etwa wegen der extremen Natur dieses Notfalls aus. Dies konnte nur geschehen, wenn einzelne Personen in hohen Positionen koordiniert zusammenarbeiteten, um sie ausfallen zu lassen.

Solche Akteure wären ziemlich sicher gescheitert, wenn sie ohne Unterstützung von höchster Stelle versucht hätten, Rou-



tine-Sicherungssysteme zu stören und auszuschalten. Das Versagen des Notfallsystems würde sofort bemerkt. Außerdem würden, in Anbetracht der katastrophalen Natur der Angriffe, die höchsten Militärbehörden alarmiert. Wenn die Akteure auf eigene Verantwortung handeln würden, müssten sie damit rechnen, dass ihre Anordnungen aufgehoben und sie selbst verhaftet würden.

Die Sabotage eines durch strenge Hierarchien kontrollierten Routine-Sicherungssystems wäre ohne Einbeziehung des obersten US-Militärkommandos niemals erwogen, geschweige denn versucht worden. Dies schließt mindestens den US-Präsidenten George Bush, den US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld und den damaligen Vorsitzenden (der Konferenz) der Generalstabschefs, den Luftwaffengeneral Richard B. Myers mit ein (...)

- 1 *Newsday*, 23. September 2001.
- 2 *Daily News* (New York), 12. September 2001.
- 3 *DEFENSELINK News*, 13. September 2001.

2) Ein paar Zweifel an den Tathergängen

Ein Artikel aus der *Südwestpresse*, *Haller Tagblatt* 2.2.2002 (siehe Kasten unten).

Der im Kasten stehende Artikel beweist, dass in der Lokalpresse gelegentlich noch eine unzensurierte Meinungsfreiheit möglich ist, die in den Massen-Hofmedien in der Regel vergeblich gesucht wird.

Einige Stunden nach der Zusendung dieses Artikels durch einen unserer Abonnenten, faxte uns ein anderer Abonnent den in englischer Sprache verfassten Text des «anonym bleibenden britischen Flugzeugingenieurs» zu, auf den Andreas von Bülow hinweist. Der im Internet in englischer Sprache verbreitete Artikel beschreibt die technischen Möglichkeiten einer vom Boden aus unternommenen Fernsteuerung von Verkehrsflugzeugen, die ursprünglich als Gegen-

maßnahme bei Flugzeugentführungen entwickelt worden war. Nicholas Dodwell aus Karlsruhe hat ihn freundlicherweise für uns übersetzt.

Der englische Originaltext von «Joe Vials» kann, mit einigen Zusätzen, gefunden werden auf

<http://geocities.com/mknemesis/homerun.html>

3) «Home Run» («Volltreffer» bzw. «Reise nach Hause»)

Mitte der siebziger Jahre sah sich Amerika mit einer neuen, sich eskalierenden Krise konfrontiert, da U.S. Linienflüge aus geopolitischen Gründen entführt wurden. Um die Oberhand zu gewinnen bei dieser neuen Art von Luftkrieg arbeiteten zwei amerikanische multinationale Konzerne zusammen mit der «Defence Advanced Projects Agency» (DARPA) (Agentur für anspruchsvolle Projekte im Verteidigungsbereich). Sie realisierten ein Projekt mit dem Zweck, die Zurückgewinnung von entführten amerikanischen Flugzeugen durch Fernsteuerung zu erleichtern. «Home Run» («Volltreffer» bzw. «Reise nach Hause») (nicht der echte Codename)* war sowohl in der Konzeption wie in der Durchführung genial: das System erlaubte es spezialisiertem Bodenleitpersonal, Gespräche in der Pilotenkabine des Zielflugzeugs mitzuhören, und dann durch Fernsteuerung die völlige Kontrolle über das computerisierte Steuerungssystem des Flugzeugs zu übernehmen. Ab jenem Zeitpunkt konnte das entführte Flugzeug zurückgeholt und automatisch gelandet werden auf einem Flughafen eigener Wahl, unabhängig von den Intentionen der Entführer oder der Flugbesatzung. Das Flugzeug war genauso einfach zu

* Anm. des Übersetzers: Wahrscheinlich heißt der Code-Name nicht «Home Run» (aus dem amerikanischen «baseball»-Spiel) sondern «Touchdown» (ein «Tor» bei «American football»). Das ergibt zudem ein Wortspiel mit «to touch down», was das Aufsetzen des Flugzeugs bei der Landung bezeichnet.

11. SEPTEMBER / Erfahren wir, was wirklich geschah? Ein ehemaliger Bonner Minister stellt Fragen

Ein paar Zweifel an den Tathergängen

Es werden zu den Vorgängen am 11. September zu wenige Fragen gestellt und zu wenige Antworten gegeben. In der Tat sind einige Vorgänge bis heute rätselhaft.

DETLEV AHLERS

BONN ■ Nach dem 11. September haben wir unzählige Bilder aus New York und Washington gesehen. Ein Bild haben wir nicht gesehen: eines vom Wrack der in Pennsylvania abgestürzten Maschine. Ein solches Foto gibt es nicht in der Öffentlichkeit, nur eines, das aus der Entfernung ein Absperrseil am Waldrand zeigt. Wenn die Ereignisse an Bord (Aufstand der Anständigen gegen die Entführer) sich so zugetragen haben, wie es seitdem verbreitet wird, müsste dieses Flugzeug „normal“,

also unbeschädigt, abgestürzt sein. Aber die Trümmer waren über Quadratmeilen verteilt.

Das lässt auf eine Explosion schließen, durch Abschuss oder Sprengstoff an Bord. Ein Abschuss wird dementiert, passt auch kaum zu Zeugenaussagen, welche die Maschine „intakt“ haben niederkommen sehen. An den Trümmerresten ließe sich feststellen, ob Sprengstoff explodiert ist. Über die Ergebnisse solcher Untersuchungen ist nichts bekannt geworden.

Seit Monaten steht auch von unserer Regierung ein gerichtsverwertbarer Beweis aus, dass Osama bin Laden und sein Netz für alles Geschehene verantwortlich sind. Berlin sagt, Washington habe den Partnerregierungen solche Beweise vorgelegt. Für die Öffentlichkeit sprang einzig ein von der CIA bearbeitetes Videoband heraus. Wenn Deutschland Soldaten in den Krieg schickt,

ist es auch erwachsen genug, die richtigen Beweise zu ertragen.

Kurz vor dem 11. September sind Finanzspekulationen an der Börse getätigt worden mit Aktien von vom Anschlag betroffenen Firmen. Die Spekulanten konnten mit Termingeschäften zum Vor-Anschlagkurs verkaufen und zum Nach-Anschlagkurs kaufen – was nach Insiderwissen vom Massenmord riecht. Man erfährt bis heute nichts mehr darüber. Wird nicht ermittelt, wer diese etwa 15 Milliarden Dollar Profit erzielt hat? Alles Araber? Oder kann man das nicht ermitteln, und wenn ja, warum nicht?

Entführungscode 7700

Weitere Fragen stellt Andreas von Bülow (64), Bundtagsmitglied von 1969 bis 1994 und Forschungsminister unter Helmut Schmidt, jetzt Rechtsanwalt in Bonn. Ihn

wundert: Warum ist von keinem der vier Flugzeuge der Entführungscode 7700 gesendet worden? Warum steht keiner der als Entführer benannten Araber auf den offiziellen Passagierlisten, wie Bülow herausgefunden haben will? Warum wählte der Hauptverdächtige Mohammed Atta einen äußerst knapp bemessenen Flug von Portland nach Boston, um dort in eine der Maschinen zu steigen, die in das World Trade Center flog? Warum erfährt man nichts über die Auswertung von Flugschreibern – zumindest in Pennsylvania und Washington hätte man sie finden können?

Warum, fragt Bülow weiter, haben die Beschuldigten „Spuren wie eine Elefantenherde“ samt Testament hinterlassen? Warum haben die amerikanischen Geheimdienste vor den Anschlägen nichts gewusst, aber kurz danach bereits alles? Nach einem solchen Verbrechen sei

es üblich, dass die Ermittler mehrere Möglichkeiten in Betracht zögen und dann sortierten. Nach dem 11. September lief es ganz anders.

Bülow fällt es schwer sich vorzustellen, dass alles „von einem bösen Mann in einer Höhle ausgeheckt worden“ sei. Er zitiert Zeitungen aus Florida, die berichteten, die Fluglehrer der Verdächtigen hätten diesen nicht zugetraut, eine Cessna zu steuern. Dabei sei die Maschine, die auf das Pentagon stürzte, ein kompliziertes Manöver geflogen.

Bülow hat nur eine Antwort, die auf die Frage, wer Nutzen aus den Katastrophen ziehe: die Rüstungsindustrie und die Geheimdienste. Als Möglichkeit verweist er auf einen anonym bleibenden britischen Flugzeugingenieur, der sagte, es gebe seit den siebziger Jahren die Möglichkeit, Flugzeuge unter Ausschaltung der Piloten vom Boden aus über einen Transponder zu steuern.

fliegen wie ein mit Radio gesteuertes Modellflugzeug. Die Ingenieure konnten nicht ahnen, dass, fast dreißig Jahre nach der ursprünglichen Verwirklichung, die streng geheimen Computercodes von «Home Run» geknackt werden würden und man das System benützen würde, um direkt vom Boden aus die vier Flugzeuge zu steuern, welche die aufsehenerregenden Angriffe auf New York und Washington am 11. September 2001 durchführten. Bevor wir uns mit den Angriffen auf New York und Washington beschäftigen, müssen wir uns zuerst vergegenwärtigen, wie ein Flugzeug normalerweise von seinem Piloten geflogen wird, weil ohne diese Grundkenntnisse «Home Run» nicht verstanden werden kann. Um ein Flugzeug im dreidimensionalen Raum zu fliegen, benutzt der Pilot den Steuerknüppel («joystick») vor ihm, Pedale für die Seitenruder unter seinen Füßen, und eine Reihe von Triebwerkleistungshebeln («engine throttles») an seiner Seite. Ohne Triebwerkleistung würde das Flugzeug überhaupt nicht fliegen, und so ist die Funktion der Hebel klar: um schneller oder höher zu fliegen, Triebwerkleistung steigern, um langsamer oder niedriger zu fliegen, Leistung verringern.

Um den Bug nach oben oder nach unten zu lenken, zieht oder drückt der Pilot den Steuerknüppel, der seinerseits die Höhenruder auf dem horizontalen Höhenleitwerk («tailplane») hoch- oder herunterstellt. Um eine Kurve nach links oder rechts zu fliegen, bewegt der Pilot den Steuerknüppel nach links oder rechts, was wiederum die Querruder («ailerons») an den Tragflächen bewegt. Schließlich, um eine langsame Links- oder Rechtskurve zu fliegen oder um eine schnell geflogene Kurve zu stabilisieren, drückt der Pilot nach Bedarf das linke oder rechte Ruderpedal, das wiederum das Ruder an dem vertikalen Seitenleitwerk («stabilizer»/«fin») bewegt.

In den frühen Tagen der Luftfahrt waren der Steuerknüppel und die Ruderpedale durch dünne Seilzüge mit den Rudern verbunden: das heißt, dass der Pilot durch direkten physischen Kontakt jede Bewegung des Flugzeugs steuern konnte. Das bot keine großen Schwierigkeiten für einen durchschnittlich starken Mann, der einen kleinen Doppeldecker flog, aber als die Flugzeuge über die Jahre größer, schwerer und schneller wurden, wurden die Belastungen auf dem Steuerknüppel und den Ruderpedalen immens groß, so dass ein einzelner Pilot sie auf jeden Fall ohne zusätzliche Hilfe nicht meistern konnte.

In den späten fünfziger Jahren hatte das Zeitalter der Hydraulik schon lange begonnen: genauso wie bei der Servolenkung im Auto wurden hydraulische Stellantriebe («hydraulic rams») zwischen den Steuerungsseilzügen des Piloten und jedem einzelnen Ruder eingebaut. Wenn der Pilot nun den Steuerknüppel bewegte, aktivierten die Seilzüge Sensoren, welche ihrerseits einen oder mehrere hydraulische Stellantriebe betätigten, welche wiederum ein oder mehrere Ruder bewegten. Zum ersten Mal seit der Zeit von Blériot und der Gebrüder Wright war es nötig geworden, die Piloten immer mehr von der direkten Steuerung ihrer Flugzeuge abzukoppeln.

Als die multinationalen Konzerne und DARPA endlich Mitte der siebziger Jahre auftauchten, waren die Flugsysteme noch fortgeschrittener, denn nun gab es Computer, welche einen Autopiloten an Bord des Flugzeugs steuerten, welcher wiederum in der Lage war, das gesamte hydraulische System zu steuern. Die Kombination dieser vielfältigen verschiedenen Funktionen war nun bekannt als das «Flugsteuerungssystem»

(«Flight Control System»/«FCS»); gekoppelt mit anspruchsvoller Avionik (Kommunikations- und Navigationssysteme) konnte dieses System ein Flugzeug automatisch zur Landung bringen bei Nullsicht. Um zusammenzufassen: bis Mitte der siebziger Jahre konnten die meisten großen Düsenflugzeuge in der Tat hunderte von Meilen sicher navigieren und dann eine automatische Landung durchführen an einem ausgewählten Flughafen bei Nebel mit Sichtweite null. Das konnte alles ohne Einwirkung von außerhalb des automatischen Systems durchgeführt werden, nur, der Intention nach zumindest, unter den wachsamen Augen der Flugbesatzung.

Um «Home Run» richtig effektiv zu machen, musste es völlig eingebunden werden in alle Systeme an Bord des Flugzeugs. Das konnte nur erreicht werden mit einem neuen Entwurf eines Flugzeugs; viele solcher Entwürfe waren damals in der Entwicklung. Unter strengster Geheimhaltung arbeiteten die multinationalen Konzerne und DARPA von dieser Basis ausgehend weiter und bauten «Hintertüren» in die neuen Computerentwürfe ein. In dieser Phase gab es ganz offensichtlich zwei unverzichtbare Anforderungen: die erste war ein primärer Steuerungskanal, durch welchen die Flugsysteme übernommen und das Flugzeug zu einem Flughafen eigener Wahl zurückgefliegen werden konnte; die zweite war ein verborgener Audiokanal, durch welchen Gespräche in der Pilotenkabine überwacht werden konnten. War der primäre Kanal einmal aktiviert, so kamen alle Flugzeugfunktionen unter die direkte Kontrolle der Bodenleitstelle, und die Entführer und Piloten waren dauerhaft von der Flugzeugsteuerung ausgeschlossen.

Hier ist zu bedenken, dass dieses System nicht mit der Absicht konstruiert wurde, die Autorität der Flugbesatzung zu «untergraben», sondern dass es für den «schlimmsten Fall» eingerichtet wurde, nämlich für den Fall, dass die Entführer anfangen, Passagiere oder Flugpersonal zu erschießen, vielleicht sogar die Piloten. Von der völlig realistischen Annahme ausgehend, dass die Entführer nur eine begrenzte Anzahl Kugeln bei sich führen würden, dass aber viele Flugzeuge heutzutage über 300 Passagiere transportieren, konnte «Home Run» benutzt werden, um alle Überlebenden zu einem sicheren Flughafen für eine problemlose Autopilot-Landung zu fliegen. So wurde das System mit den besten Intentionen ins Leben gerufen, aber es wurde das Opfer von Sicherheitslecks und, mit der Zeit von geknackten Computercodes. Angesichts der aufsehenerregenden Gerichtsfälle der letzten Zeit, die sich um Spionage bei der CIA und FBI drehten, sollten diese Lecks und geknackten Codes niemanden verwundern.

Es stellte sich heraus, dass es denkbar einfach war, den primären «Home Run»-Kanal zu aktivieren. Die meisten Leser werden von einem «Transponder» gehört haben, der eine hervorgehobene Rolle spielte in den Medienberichten unmittelbar nach den Angriffen auf New York und Washington. Technisch beschrieben ist ein «Transponder» ein kombiniertes Radiosende- und Empfangsgerät, welches automatisch funktioniert. In diesem Fall übermittelt es Daten zwischen den vier Flugzeugen und der Bodenleitstelle. Jedes Flugzeug sendet ein eigenes Signal, das ihm eine eigene «Identität» gibt: Das ist unverzichtbar im überfüllten Luftraum, um Zusammenstöße zu vermeiden, und genauso unverzichtbar für diejenigen, die «Home Run» bedienen und versuchen, das richtige Flugzeug anzupeilen. Wenn es einmal das richtige Flugzeug erfasst hat,

richtet «Home Run» im «Huckepack»-Verfahren eine Datenübermittlung auf dem Transponder-Kanal ein und übernimmt die Kontrolle direkt vom Boden aus.

Dies ist eine Erklärung dafür, dass keines der Flugzeuge einen speziellen «Ich-bin-entführt-worden»-Transpondercode gesendet hat, obwohl es in allen vier Flugzeugen mehrere Stellen gab, an denen man den Code hätte aktivieren können. Da die Transponder-Frequenz schon durch «Home Run» besetzt worden war, war es unmöglich geworden, den speziellen Entführungscode zu senden. Dies war der erste eindeutige Beweis dafür, dass die Zielflugzeuge elektronisch vom Boden aus entführt worden waren, und nicht von (FBI-angestifteten) zusammengewürfelten Banden von Arabern mit Taschenmessern.

Der «Home Run»-Abhörkanal im Flugzeug benutzt die Mikrophone der Pilotenkabine, die normalerweise für den «Cockpit Voice Recorder» («CVR») (Pilotenkabine-Stimmenaufnahmegerät) die Gespräche aufnehmen. Das CVR ist eine von zwei «black boxes» (schwarze Kästen), die gepanzert sind, damit sie einen schweren Aufprall überstehen, um später den Untersuchenden wichtige Hinweise darauf zu geben, warum das Flugzeug abgestürzt ist. Wenn «Home Run» jedoch das Flugzeug angepeilt hat, werden die CVRs umgangen und Stimmen werden nicht mehr aufgezeichnet auf dem Band. Dieses Band ist eine Endlosschleife, die bis zu 30 Minuten aufzeichnen kann. Wenn «Home Run» also für länger als 30 Minuten aktiviert worden ist, wird es folglich keine Aufzeichnungen auf den CVRs geben. Bis jetzt haben die Untersucher die CVRs des Pentagon- und des Pittsburgh-Flugzeugs geborgen und öffentlich bestätigt, dass sie nichts aufgezeichnet haben. Die einzig mögliche Erklärung dafür ist Datendiebstahl durch «Home Run», und das liefert den letzten eindeutigen Beweis dafür, dass die Angriffsflugzeuge elektronisch vom Boden aus entführt wurden und nicht von «arabischen Terroristen».

Viele Leser werden jetzt vielleicht empört sein und überzeugt, dass diese Informationen falsch und irreführend sind; wegen «jener Handy-Anrufe aus den entführten Flugzeugen». Welche Anrufe denn genau? Es gibt keine Aufzeichnungen von solchen Anrufen und die gefühlsduseligen Effekthaschereien (engl: emotional claptrap), mit denen uns die Medien nach den Angriffen abfütterten, waren immer aus dritter Hand. Uns wurde eine unsichtbare «Kontaktperson» bei einer Fluggesellschaft serviert, die «sagte», eine Stewardess habe angerufen, um eine Entführung zu melden, und wir hatten einen Priester (?), der «sagte», er habe einen Anruf von einem Mann empfangen, der ihn bat, wiederum seine Frau anzurufen und ihr zu sagen, dass er sie liebe. Vermutlich hätte dieser Mann die Nummer seiner Frau in seinem Handy gespeichert gehabt und hätte sie, den Tod unmittelbar vor Augen, direkt angerufen. Die «Federal Aviation Authority» (FAA) (staatliche Luftfahrtsbehörde) legte nach, indem sie behauptete, ein hitziges Wortgefecht «mitgehört» zu haben aus einer Pilotenkabine, in welcher das Radio aus Versehen auf «Senden» geschaltet gewesen war; als genau nachgefragt wurde, musste die FAA die Behauptung widerrufen und zugeben, dass das Fantasie-Wortgefecht überhaupt nicht auf dem Tonband aufgezeichnet war.

Ob noch mehr Informationen über «Home Run» zugänglich werden, ist unbekannt, aber heutzutage gibt es außer dem Autor eine große Anzahl von Menschen, die Zugang zu den

wichtigsten Informationen darüber haben. Schon in den frühen neunziger Jahren erfuhr eine große europäische Airline** von «Home Run» und war ernsthaft besorgt, dass eines ihrer eigenen Flugzeuge von den Amerikanern «gerettet» werden könnte ohne ihre Zustimmung. Dementsprechend entfernte diese Airline die amerikanischen Steuerungscomputer aus ihrer gesamten Flotte und ersetzte sie mit einem selbstentwickelten Modell. Diese Flugzeuge sind nun praktisch unangreifbar für «Home Run», was man nicht von der amerikanischen Flugzeugflotte behaupten kann. Eine vorläufige Übersicht ergibt ca. 600 Flugzeuge in den USA und anderswo, die noch angreifbar sind, und jederzeit für weitere Terrorangriffe benutzt werden könnten; das erklärt vielleicht, warum die Amerikaner in letzter Zeit die Afghanen vor allem mit Weizensäcken bombardieren. Zum ersten Mal in der Geschichte der USA scheint die amerikanische Führung echte Angst zu haben vor künftigen Racheakten; gerechtfertigter Weise, angesichts von 600 Riesensbomben, die auf der falschen Seite ihres Raketenschutzschilds geparkt sind.

Es ist eine Situation, in der man auf jeden Fall verlieren muss: um alle Flugzeuge unangreifbar zu machen, müssten die Steuerungssysteme entfernt und ersetzt werden. Das kostet Milliarden von Dollars, welche die Airlines sich nicht leisten können, weil sie pleite gehen. Auch reicht die Zeit nicht. Die innovativste Waffe gegen Luftpiraterie im amerikanischen Arsenal hat sich nun in die größte bekannte Bedrohung für die nationale Sicherheit der USA verwandelt.

Um die Öffentlichkeit zu beruhigen, würde ich gerne eine vollständige Liste aller Flugzeuge veröffentlichen, welche gegenüber «Home Run» immun sind, aber ich kann das aus rechtlichen Gründen nicht tun. Jeder Flugzeughersteller, der nicht auf meiner Liste wäre, könnte geneigt sein, mich wegen Verleumdung anzuzeigen, und das kann ich mir nicht leisten. Jedoch kann mich nichts daran hindern, meine persönliche Auswahl von Flugzeugen bekannt zu geben für einen Flug von – sagen wir mal – Atlanta nach Singapore über JFK (New York), Frankfurt und Kuala Lumpur.

Von Atlanta nach JFK würde ich wahrscheinlich mit einer Boeing 737 reisen und anschließend mit einer Boeing 777 nach Frankfurt fliegen. In Frankfurt würde ich wahrscheinlich einen Airbus A 340 nach Kuala Lumpur nehmen und die Reise nach Singapore abschließen mit einer DC 9 oder Fokker 100. Natürlich könnte ich Pech haben und ein Flugzeug mit einem betrunkenen Piloten oder mit einem von «Home Run» unabhängigen mechanischen Problem wählen, aber abgesehen von diesen geringen Risiken würde ich mich ziemlich sicher fühlen.

Der Autor ist ehemaliges Mitglied der «Gesellschaft der zugelassenen Luftfahrtingenieure und -techniker», London. (Society of Licenced Aeronautical Engineers and Technologists).

Joe Vialls

** Bei dieser Airline handelt es sich nach Andreas von Bülow um die Lufthansa.

Enthüllungen über die Saudi-Connection

Unter den Büchern über Osama bin Laden und den islamischen Terrorismus, die in den letzten Monaten erschienen sind, erscheint als das vielleicht interessanteste eines von zwei französischen Journalisten-Autoren: Jean-Charles Brisard/ Guillaume Dasquié, *Die verbotene Wahrheit – Die Verstrickungen der USA mit Osama bin Laden*, Zürich (Pendo) 2002.¹ Aufmerksamkeit hat es im deutschsprachigen Raum vor allem auf sich gezogen, nachdem ein Bruder Osama bin Ladens gegen seine Verbreitung Klage geführt hat.²

Der deutsche Untertitel des Buches ist allerdings eine zu Marketing-Zwecken ersonnene Lüge (oder bestenfalls Viertelswahrheit): es geht in dem Buch nicht – oder kaum – um die «American Connection», sondern vor allem um die «Saudi-Connection». Was die Autoren zu beweisen versuchen, ist, dass Osama bin Laden und seine Al-Kaida viel tiefer im Geflecht der saudischen Verbindungen zwischen Ölmillionen und islamischem Fundamentalismus verwurzelt sind, als das allgemein bekannt ist; und dass sowohl die saudische Verstoßung bin Ladens, als auch die öffentliche Lossagung seiner Familie von ihm in den 90er Jahren als bloß dekorative Akte verstanden werden müssen, während in Wirklichkeit bis zuletzt vielfältige und enge Verbindungen bestanden haben. Es sind vor allem Indizien komplizierter Geschäftsverbindungen und -verflechtungen, welche die Autoren hier zur Stützung heranziehen. U.a. versuchen sie die enge Verbindung von Khalid bin Mahfouz, dem mächtigsten Bankier des Nahen Ostens, zur Finanzierung von bin Ladens Al-Kaida zu manifestieren.

Indirekt fällt dadurch selbstverständlich auch ein zusätzliches Licht auf Verbindungen nach Amerika. Seitdem in den 30er Jahren amerikanische Ölkonzerne die Förderung des saudischen Öls übernommen hatten, sind die Beziehungen zwischen diesen Konzernen und der saudischen Oberschicht eng. Noch enger wurden sie, als es seit den Ölpreissteigerungen der 70er Jahre für diese Oberschicht darum ging, den neuerworbenen, zusätzlichen Reichtum in einen großzügigeren Lebensstil und gewinnbringende Anlageformen zu investieren. An manchen Stellen des Buches wird auch deutlich, dass in der heutigen Bush-Regierung bis hin zum Präsidenten selbst gerade Menschen an den Schalthebeln sitzen, die auf amerikanischer Seite diese engen Verbindungen zur saudischen Oberschicht repräsentieren. Wie die Autoren sichtbar machen, spielen diese engen Verbindungen auch bei der Exploration der Energievorkommen Zentralasiens eine Rolle.

Insgesamt wirft das Buch interessante Schlaglichter auf ein zusätzliches Verständnis des «saudischen Systems», der Verbindung zwischen der Königsfamilie und derjenigen des Religionserneuers Wahhab, dessen sehr strenge, puristische Form des Islam im Königreich hochgehalten wird.

Für Brisard/ Dasquié sind mit dem 11. September 2001 die Widersprüche und Heucheleien eines internationalen Systems offenbar geworden, in dem der Westen arabische Öldiktaturen gestärkt hat, die zugleich einen aggressiven islamischen Fundamentalismus

hochgepöppelt und aufgebaut haben. Aus einer Perspektive wie der saudischen könnte man es auch anders sehen: von dort aus ist der Widerspruch derjenige zwischen dem eigentlichen islamischen Anspruch und dem Bündnis mit den USA, zu dessen Geisel das Königreich über die Jahre geworden ist.

Pikant (und hässlich) erscheint über die saudische Verbindung hinaus auch ein Detail, das in dem Buch publik gemacht wird: Der Haftbefehl der internationalen Polizeibehörde Interpol gegen Osama bin Laden stammt aus dem Jahre 1998. Erlassen wurde er ausgerechnet auf Bitten der Regierung Libyens, während die USA bis dahin noch immer nicht offiziell nach bin Laden fahnden ließen, den sie doch zugleich rhetorisch bereits als Weltbösewicht behandelten. Libyen forderte diesen Haftbefehl wegen der engen Verbindungen bin Ladens zur libyschen fundamentalistischen Terrorgruppe Al-Muqatila, die ihren Exilsitz in London hatte: «Der ehemalige britische Geheimdienstler David Shayler, der der Abteilung MI5 Nordafrika zugeteilt war, hat enthüllt, dass die britischen Geheimdienste die Ausschaltung Moammar Gaddafis im November 1996 vorbereitet hätten – mit Unterstützung der Kämpfer von Al-Muqatila. Bei der – gescheiterten – Operation sollte Gaddafi anlässlich eines öffentlichen Umzugs in seiner Eskorte ermordet werden. Zu jener Zeit also, das heißt bis zumindest 1996, arbeiteten die britischen Geheimdienste, die Teil des Foreign Office sind, aber dem Premierminister unterstehen, mit den wichtigsten Verbündeten von Osama bin Laden zusammen! So erklärt sich schon eher, warum die Dokumente von Interpol lange Zeit in Archiven aufgehoben wurden, zu denen niemand Zugang hatte.»³

Dieses Buch der französischen Enthüllungsjournalisten ist teilweise eine Baustelle, auf der Material zusammengetragen, aber noch nicht vollständig verarbeitet wurde. Es ist damit aber auch noch nicht von jener Patina überzogen, die in anderen Büchern zum Thema dem Blick bereits eine feste Aufmerksamkeitsrichtung vorsuggeriert.⁴ Gewidmet haben die Autoren ihr Buch dem ehemaligen FBI-Beamten John O'Neill, mit dem sie im Sommer 2001 gesprochen hatten. O'Neill war beim FBI lange Jahre für die Untersuchungen gegen bin Laden zuständig gewesen. Seinem Eindruck nach war es die Rücksichtnahme amerikanischer Ölinteressen auf Saudi-Arabien gewesen, die einen Fahndungserfolg gegen bin Laden verunmöglicht hatte. O'Neill hatte daraufhin enttäuscht im Sommer 2001 seine Stellung beim FBI gekündigt und als Sicherheitschef beim World Trade Center in New York angeheuert. Dort starb er am 11. September 2001.

Andreas Bracher, Hamburg



- 1 Gilbert Dasquié ist Chefredakteur des Internetnachrichtendienstes *Intelligence Online*: <http://www.intelligenceonline.fr>.
- 2 Dieser Bruder bestreitet jegliche Verbindung zu Osama und fühlt sich durch die in dem Buch angedeuteten Berührungspunkte verunglimpft.
- 3 Jean-Charles Brisard/ Gilbert Dasquié, *Die verbotene Wahrheit – Die Verstrickungen der USA mit Osama bin Laden*, Zürich 2002, S. 118.
- 4 Das gilt z.B. für Michael Pohly/ Khalid Duran, *Osama bin Laden und der internationale Terrorismus*, Berlin 2001; Peter Bergen, *Heiliger Krieg Inc. – Osama bin Ladens Terrornetz*, Berlin 2001 oder besonders für Udo Ulfkotte, *Propheten des Terrors – Das geheime Netzwerk der Islamisten*, München 2001.

Abenteuer Apokalypse

Ideen zur Rettung der menschlichen Entwicklung in Form eines Romans

«Abenteuer Apokalypse» hat der Schweizer Johannes Georg Landolt einen Roman genannt, in dem eine Gemeinschaft von Menschen geschildert wird, die gemeinsam ihre Ideen zur Rettung der Menschheit zu klären versuchen. Das ist ihr «Projekt Apokalypse». Diese Grundidee hat etwas geradezu Archetypisches: Ist nicht eigentlich jede Gemeinschaft von Menschen, die heute in ideeller Verbindung zusammenkommen, ein Projekt Apokalypse? Oder umgekehrt: ist nicht ein «Projekt Apokalypse» in irgendeiner Form das geheime Ziel aller Menschen, die überhaupt heute ideelle Gemeinschaft suchen.

Landolt, geboren 1926, war früher Manager in der Wirtschaft mit einem international weitgespannten Aktionsradius. Er hat es sich seit seinem Ausscheiden aus dieser Tätigkeit in den 1980er Jahren offenbar zur Aufgabe gemacht, selbst als Organisator und Handlungsreisender eines «Projekts Apokalypse» tätig zu werden, als jemand, der Ideen und Menschen in vielfältiger Weise verknüpft. «Projekt Apokalypse» enthält in manchmal lakonischer Form wohl so etwas wie die Essenz seines Nachdenkens über Mensch und Welt.

In Landolts Roman ist es eine Gruppe von neun – hauptsächlich jüngeren – Menschen aus verschiedenen Ländern (Schweiz, Österreich, USA, Japan, Indien, Deutschland, Russland, Frankreich), die sich finden und eine gemeinsame Projektarbeit beschließen. Es sind sechs Männer und drei Frauen, zentral sind ein Amerikaner, eine Deutsche und ein Russe. Alle sind beruflich in irgendeiner Weise arriviert (in der Wirtschaft, an Universitäten, als Heilpraktiker etc.), alle verstehen sich aber auch als alternativ, kritisch und spirituell orientiert. Sie versammeln sich in regelmäßigen Abständen zu gemeinsamen Wochenenden in exquisit ausgesuchten Tagungsorten (am Zuger See, auf Lanzarote, in einem ehemaligen Kloster auf Zypern, auf Kreta, in Marienbad). Geld stellt für die Gruppe kein Problem dar. In ihren jeweiligen Refugien diskutieren sie Ideen und Visionen über die Gestaltung der gesellschaftlichen und menschheitlichen Zukunft. Über den ideellen Austausch hinaus knüpfen sich zwischen einzelnen Mitgliedern auch weitere zarte Bande. Es ist eine Art *Club of Rome* freier Individuen, ohne hemmende Einbindung in verpflichtende politisch-ökonomische Beziehungen. Auf Lanzarote reden sie über Wirtschaft, auf Zypern (der politisch geteilten Insel) über das Staatsleben und auf Kreta über Kultur. Wegen ihrer Unabhängigkeit fühlen sich mächtige Einflusszentren von ihnen bedroht und versuchen die Gruppe zu sprengen. Diese Verfolgungsszenerie gibt dem Roman seinen dramatischen Hintergrund, seine Spannung.

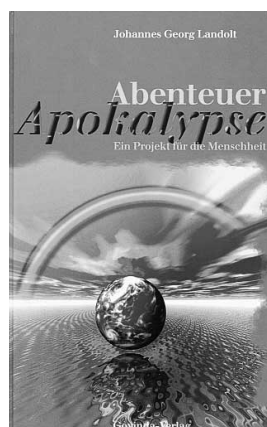
Den eigentlichen gedanklichen Kern des Buches bilden die von Einzelnen oder Arbeitsgruppen ausgearbeiteten Thesenpapiere. In ihnen wird eine breite, umfassende Palette von Themen über wirtschaftliche und politische Fragen bis zur Methodik in Natur- und Geisteswissenschaften, zur Psychologie von Beziehun-

gen, zu Fragen der Ökologie u.ä. ausgebreitet. In diese Papiere ist ganz offensichtlich Landolts eigenes jahrzehntelanges Nachdenken über die in ihnen ausgebreiteten Themen eingeflossen. In mancher Hinsicht erscheint die sonstige Romanhandlung als bloßes Vehikel, das einen Anlass zur Vorstellung dieser Gedanken bieten soll. Dabei werden 3 Thesenpapiere zur Wirtschaft, 6 zur Gestaltung des Staatslebens und 14 zur Kultur vorgestellt. Diese Thesenpapiere sind von Landolt wohl auch als Diskussionsgrundlage gemeint, an die sich in der Wirklichkeit ein ähnliches Projekt anschließen könnte, wie es im Roman geschildert wird.

Es ist unmöglich, hier einen vollen Überblick über die in diesen Papieren entfalteten Gedanken zu geben. Grundsätzlich liegt im Hintergrund von Landolts Vorstellungen zur Gliederung von Staat, Wirtschaft und Kultur die Dreigliederungsidee, die allerdings nie ganz unmittelbar expliziert wird. In all diesen Papieren sagt Landolt oft in einer schlichten, unscheinbaren Art Dinge, denen man doch ansehen muss, dass sie in einem sehr langen Denkprozess kondensiert wurden. Das grundlegende Problem in Methodik und Herangehensweise der modernen Naturwissenschaft wird beispielsweise folgendermaßen geschildert: «Das Paradoxe daran ist, dass sich der freie Geist im Materiellen zu verlieren droht, obwohl die Verabsolutierung des Materiellen geistiger Tätigkeit entspringt. Mit anderen Worten, der menschliche Forschergeist verbannt sich selbst in die Materie und die ausschließliche Beschäftigung mit ihr! Eine Folge davon ist der Glaube, dass Naturnotwendigkeiten und Sachzwänge angeblich unser Dasein und Schicksal bestimmen. Eine so betriebene Wissenschaft verliert den Zugang zum letztlich alles prägenden Geist. Damit entledigt sie sich ihrer Freiheit und Schöpferkraft.» Es sind zweifellos tiefsinnige, weit über das akademisch-Gewöhnliche hinausreichende Gedanken, die hier in einfacher Form vorgetragen werden. Und bei allem Problembewusstsein pflegt Landolt niemals Untertöne von Zynismus oder Resignation. (Man bekommt den Eindruck, als ob sein Wesen sich den Zugang zu solchen Stimmungen radikal verbieten hat.)

Das offenbare Geheimnis von Landolts Gruppe ist ein «Geist-Christentum», zu dem alle zu konvergieren scheinen und das im Kern ihrer spirituellen Gemeinschaft liegt. Im Hintergrund von Landolts eigenem Denken liegt hier zweifellos auch die anthroposophische Geisteswissenschaft. Rudolf Steiner taucht an einigen Stellen des Buches als «ein Geisteslehrer» auf, wird aber nicht mit Namen genannt. (Das sollte man aber nicht als Verleugnung missverstehen.) Landolts Sprache an ihrer Oberfläche scheint mehr durch seine wohl große Bekanntschaft mit Strömungen geprägt, die man gewöhnlich dem New Age zurechnet. Insgesamt bilden viele seiner Gedanken Brücken, die gangbare Wege zwischen diesem New Age und der Geisteswissenschaft schaffen bzw. wieder freilegen. Auch darin liegt eine Bedeutung von Landolts Buch.

Gegen Schluss des Buches hat die Gruppe ihre ersten Forschungsergebnisse in Form einer eigenen Web-Seite ins Internet gestellt. Dann erhält sie ihrerseits eine Antwort aus dem Netz. Landolt schildert das als die Reaktion der geistigen Welt,



die dadurch ihre Annahme der bisherigen Arbeit der Gruppe kundtut und das in Form von Botschaften macht, die (aus der geistigen Welt heraus) ins Internet eingespeist werden. In einer solchen Idee scheint Landolt den kruderen, spirituell-materialistischen Zügen der New-Age-Bewegung seinen Tribut abzuweisen. Das stimmt mit manchen anderen Zügen des Buches überein, die einen trotz der bedeutenden darin geäußerten Gedanken etwas ratlos lassen.

Insgesamt ist das Buch in einem Ton geschrieben, bei dem es einem nicht immer leicht fällt, zu entscheiden, ob er naiv oder weise ist. Das gilt beispielsweise für die Art, in der die persönlichen Beziehungen der Teilnehmer untereinander geschildert werden. Manche Leser werden wohl in Versuchung sein, sich durch die manchmal merkwürdigen Züge dieses Tones früh abschrecken zu lassen. Das wäre aber angesichts des eigentlichen gedanklichen Gehalts dieses Buches schade.

Andreas Bracher, Hamburg

- 1 Johannes Georg Landolt, *Abenteuer Apokalypse – Ein Projekt für die Menschheit*, Neuhausen (Schweiz) 2000.
- 2 Landolt hat eine Internetseite eingerichtet, die als Diskussionsforum für die im Roman ausgebreiteten Gedanken dienen soll: <http://www.apocal.net>.
- 3 Es seien einige Überschriften von Thesenpapieren zitiert, um einen Eindruck zu geben: «Ende der Geschichte, Clash der Kulturen oder Fortgang der Evolution»; «Altöstliche Geistigkeit, westliche Empirie und verbindende europäische Mitte»; «Sinnfragen, Wertfragen und Seinsfragen zu Geist und Kultur»; «Menschenbild – Weltbild, Mikrokosmos – Makrokosmos; Welterfahrung und Sinnfrage»; «Kirchen, Sekten, Gurus, Lehrer und Schüler im Spiegel von Macht, Abhängigkeit, Süchten, Dogmen, Freiheit, Verantwortung und Evolution»; «Kreativität und Individualität»; «Kunst, Wissenschaft und Religion als Wege zu Schönheit, Wahrheit, Kraft und Liebe»; usw.
- 4 Johannes Georg Landolt, op. cit., S. 219.

Von einem fernen Stern betrachtet

Während euer Erdenhimmelsstern ganz schwerelos durchs All geführt wird, zeigt er sich dem Geistesblick in immer dichterem Umhüllung: Die Zweckgedanken vieler Erdenmenschen sind Nester eines ganzen Heers von ahrimanischen Verhärtungsgeistern. Diese Geister weben ein globales Netz, aus lauter Intelligenz-Substanz bestehend. Doch ist es Intelligenz, die ganz gefesselt ist ans Wesen des Elektrischen und auch Magnetischen. Dieses Netz ist wie ein Wesensschirm, der Erdenmenschen von den Sphärenmenschen scheidet. Nur selten dringt ein Erdenmensch noch mit Bewusstsein in den Zustand eines Sphärenmenschen ein, der in innere Verbindung mit ihm treten möchte. Ihr Erdenmenschen wollt meist nur *mit andern Erdenmenschen* in Verbindung kommen – und bedient euch dazu fast allein der Mittel Ahrimans. Die Sphärenmenschen sind zumeist gezwungen, abgetrennt von Erdenmenschen ihren Geist-Entwicklungsweg zu gehen.

Noch niemals traten soviele Erdenmenschen nach dem Tode in die Geistswelt wie in ein Bewusstseins-Nichts.

Wohl den Erdenmenschen, die sich auch als Sphärenmenschen kennen wollen! Sie werden hier gebraucht als Lehrer all der Menschen, welche unbelehrt die Schwelle in das Geistland überschritten haben.

Was die Lehre sei, die wir in diesem Teil des Geisterlandes vornehmlich zu pflegen haben? Es ist die große Lehre von der Einheit allen Lebens. Urbilder des Lebens sind es, die wir weben, die wir hegen. Alles Leben auf dem Erdenstern wirkt hier in unzerstückter Einheit, welche unzerstörbar ist.

In leibbedingte Erden-Einzelung leiten wir Lebendiges; aus Erdenleibern die zerfallen, holen wir das Leben wiederum zurück in seine Ursprungssphäre. Wer bei uns einkehrt, lernt im Ätherleib die Einheit alles Erdenlebens zu *erleben*.

Jupiter

Dilldapp



Was sie alle gemeinsam haben ...

Irreführung des Stimmbürgers

Zur schweizerischen UNO-Abstimmung am 3. März 2002

Das Eingreifen des schweizerischen Bundesrates in die Abstimmung über den UNO-Beitritt ist bemerkenswert. Nicht nur, dass die schweizerischen Bundesräte, die sich eigentlich bei Abstimmungen neutral verhalten sollten, landauf landab zu unzähligen Propaganda-Auftritten antreten, um das Volk zu «überzeugen» – auch das Abstimmungsbüchlein, das anfangs Februar mit den Abstimmungsunterlagen verschickt worden ist, muss als eine bewusste Irreführung des Stimmbürgers gewertet werden. War es bisher dem «Bundesgesetz über die politischen Rechte» gemäß Sitte, dass wenigstens eine Seite des Abstimmungsbüchleins dem politischen Gegner einer Vorlage zur Verfügung stand, so erklärt der Bundesrat diesmal sibyllinisch, kein Komitee könne einen Gegenstandspunkt darlegen. Stattdessen fügt er einige abstrus anmutende, völlig aus dem Zusammenhang gerissene Voten aus einer Parlamentsdebatte anlässlich der Behandlung der UNO-Beitrittsinitiative des vergangenen Herbstes bei, ohne dabei die Namen der zitierten Votanten anzugeben. Auch unterlässt er es im Gegensatz zur UNO-Abstimmung des Jahres 1986, die UNO-Charta, über die der Stimmbürger ja zu befinden hat, dem Abstimmungsbüchlein beizufügen. Gegenüber diesem bewussten Vorenthalten von Urteilsgrundlagen, erklärt der Bundesrat dem Stimmbür-

ger dann die UNO in den rosigen Farben. Die Generalversammlung, die im wesentlichen ja nur Empfehlungen abgeben darf, sei «das Herz der UNO». Hier könne die Schweiz gleichberechtigt «mitentscheiden». Mit keinem Wort erwähnt er in seiner Argumentationskette den Sicherheitsrat, jenes Organ der UNO, das mit maßgeblichen Machtbefugnissen ausgestattet ist, das über Krieg und Frieden entscheidet. Auch habe ein UNO-Beitritt keine Folgen für die schweizerische Neutralität. Statt solcher Augenwischerei wäre es eigentlich die Aufgabe des Bundesrates gewesen, den Stimmbürger aufzuklären über die Unvereinbarkeit der schweizerischen Neutralität mit der Rechtsstruktur der UNO, die den Siegermächten des Zweiten Weltkrieges heute noch maßgebliche Sonderrechte gewährt und damit Macht vor Recht setzt. Auch wären Bundesrat und Parlament gemäß Artikel 173 und 185 der neuen schweizerischen Bundesverfassung verpflichtet gewesen, für einen allfälligen UNO-Beitritt zunächst einen Neutralitäts-Vorbehalt formell anzubringen, was jedoch unterblieben ist. Bundesrat und Parlamentsmehrheit wollen unbedingt in die UNO, «dabei sein». Deshalb muss das Schweizervolk jetzt mit allen Mitteln bearbeitet werden.

Andreas Flörsheimer, Möhlin

Die Vereinigten Staaten von Europa im Sog der Europhorie

Vor einigen Jahren, 1995, hat der Engländer Andrew Roberts einen brillanten politischen Kriminalroman, «Das Aachen-Memorandum»¹, veröffentlicht. Das ist zugleich ein satirisch-apokalyptischer Zukunftsroman mit Anklängen an George Orwell (1984) und Aldous Huxley (*Schöne Neue Welt*). Roberts beschreibt eine dramatische Episode, die in Südengland im Jahre 2045 spielt, nachdem das Land seit 2015 Mitgliedsregion der «Vereinigten Staaten von Europa», des europäischen Superstaates, ist.² Es ist interessant, sich Roberts' Visionen nach der Ausgabe des Euro, der europäischen Einheitswährung, noch einmal vor Augen zu führen.

Roberts «Vereinigte Staaten von Europa» sind ein quasi-totalitärer Überwachungsstaat, aber einer, der sich selbstverständlich als «Demokratie» versteht und ohne Bruch aus den heutigen Verhältnissen heraus entstanden ist. Roberts hat ihn einfach aus einer konsequenten Verlängerung und Verstärkung heute bestehender Phänomene zusammengesetzt. In diesem Staat wird das Sozialleben von einer unübersehbaren Menge von PC (Political Correctness)-Vorschriften beherrscht. Jedes menschliche Gespräch und jede zwischenmenschliche Handlung werden zu einem komplizierten Hindernislauf durch alle möglichen Diskriminierungsverbote, die Geld- oder Gefängnisstrafen nach sich ziehen können. In diesem Staat gibt es national bzw. nationalistisch ausgerichtete Terrorgruppen und eine allmächtige Euro-Ge-

heimpolizei, die Gegner verschwinden lässt, und Beweise und manchmal auch Terror fälscht, um die nationalistischen Gruppen zu diskreditieren.

Man muss kein Nationalist sein, um sehen zu können, dass Roberts Alptraum ein tiefer Realismus innewohnt. Die «Vereinigten Staaten von Europa» als europäischer Einheitsstaat sind seit seinem Beginn das mehr oder weniger ausgesprochene Ziel des europäischen Einigungsprozesses. Eigentlich gemeinschaftsbildende Impulse können im Sozialen nur aus dem Geistesleben, – und nur in dem Maße, in dem es frei ist – kommen. Zum Einheitsstaat gehört ein Verständnis für die Notwendigkeit eines freien Geisteslebens aber nicht. Ein solcher Einheitsstaat wird also keine oder kaum gemeinschaftsstiftende Impulse aus einem freien Geistesleben erhalten. Er wird – wie auch die heutigen Einheitsstaaten – versuchen, die Gemeinschaftsbildung administrativ, durch ein gesetzlich gelenktes und staatlich finanziertes Geistesleben zu bewerkstelligen. In den heutigen Nationalstaaten wirkt immer noch etwas von den gemeinschaftsbildenden Impulsen nach, die der romantische Nationalismus des 19. Jahrhunderts vermittelt hatte. Zukünftige «Vereinigte Staaten von Europa» würden auf vergleichbare Rest-Ressourcen nicht zurückgreifen können. Dementsprechend größer (gegenüber den heute bestehenden Nationalstaaten) würde die Notwendigkeit, zu staatlichen Zwangsmaßnahmen zu greifen, um ein ausreichendes

Maß an Vergesellschaftung zu erreichen. D.h.: Die «Vereinigten Staaten von Europa» unter den heutigen Bedingungen müssten sich zwangsläufig zu einem totalitären Überwachungsstaat entwickeln. Die Propagandawelle, welche die Einführung des Euro Anfang 2002 begleitet hat, wirkte in dieser Hinsicht wie ein Menetekel künftig zu befürchtender Entwicklungen.

Roberts hat sein Buch als englischer Europagegner und Nationalist geschrieben. Die «Vereinigten Staaten von Europa» erscheinen bei ihm als ein deutsches Projekt, als das kaschierte Vierte Reich. In seinem Antigermanismus ist Roberts repräsentativ für die heutigen englischen Europagegner. Was sie nicht verstehen, ist die Rolle englischer und amerikanischer Kreise beim Zustandekommen des europäischen Projekts. Bei Roberts heißt die englisch-nationalistische Widerstands- und Terrororganisation z.B. «Gruppe 10. Mai». Sie nennt sich nach jenem Tag im Jahre 1940, an dem Winston Churchill (1874-1963) Premierminister wurde und den englischen Widerstand gegen Hitlers Kriegspolitik zu organisieren begann. Was aber unter den Tisch fällt, wenn Churchill derart als Heros des englischen Widerstands gegen den europäischen Kontinent eingeführt wird, ist, dass es der gleiche

Churchill war, der mit seiner Zürcher Rede im Jahre 1946 das europäische Einigungswerk auf den Weg brachte.³ Wenn Roberts solche Tatsachen durchdenken würde, so müsste er seinen reflexhaften Antigermanismus eigentlich korrigieren.

Andreas Bracher, Hamburg

- 1 Andrew Roberts, *Das Aachen-Memorandum. Euro-Thriller*. München 1998, 2. Aufl. 2000. Die englische Originalausgabe erschien 1995.
- 2 Eine – vielleicht unbewusste – Ironie dieser Datumswahl von Roberts liegt darin, dass sie genau 800 Jahre nach der Verkündung der Magna Charta 1215, einem grundlegenden Gründungsakt Großbritanniens, liegt.
- 3 Rede in Zürich am 19.9.1946, z.B. in: *The Speeches of Winston Churchill*. Edited with an Introduction by David Cannadine, London 1990, S. 309-314. Zur Problematik der anglo-amerikanischen Vorreiterschaft beim europäischen Einigungsprozess siehe: Andreas Bracher, «Jean Monnet – Vater eines vereinten Europa», in: ders., *Europa im amerikanischen Weltsystem*, Basel, 2. Aufl. 2001, S. 79-97.



Rudolf Steiner-Schule Biel

sucht für das Schuljahr 2002/2003

◆ KlassenlehrerIn

für die 1. Klasse

◆ Lehrerpersönlichkeit zum Mittragen der Oberstufe

Fächerkombination nach Absprache (hauptsächlich mathematische Richtung); Betreuungsaufgaben; Erfahrung im Umgang mit Jugendlichen erforderlich

Schriftliche Bewerbungen bitte an:

Schulleitungskonferenz der Rudolf Steiner-Schule Biel

Schützengasse 54, CH-2502 Biel,

Tel. 0041 32 342 59 19, Fax 0041 32 341 83 03

E-mail: steinerschule.biel@bluewin.ch

www.steinerschule-biel.ch

Anthroposophische Studienreisen Ch. Eckhoff-Dietz



Reisen 2002

01.04. – 07.04.2002 Chartres mit Parisbesuch
(Selbstanreise)

30.05. – 05.06.2002 Island «Feuer und Eis»
(Flug ab Frankfurt max. Teilnehmerzahl ca. 12 Personen)

19.06. – 27.06.2002 Gotland
die hellen Sommernächte Schwedens –

15.07. – 26.07.2002 Südengland
Sommer in Cornwall Wales – Penmeanmawr

04.08. – 15.08.2002 Baltikum
/ ab Berlin 05.08. – 14.08.

27.08. – 06.09.2002 Zaubhaftes Südpolen
Breslau – Krakau – Hohe Tatra – Warschau – Posen

06.10. – 13.10.2002 Umbrien
Auf den Spuren des Franz v. Assisi

Ende Oktober 2002 Rom
Etrusker – Cäsaren – Urchristen

Reiseveranstalter: Gunther Janzen-Reisen
Siemensstraße 10, 79108 Freiburg
Telefon 0761-500293 Fax 0761-507724
www.janzen-reisen.de

**NEU!**

Erscheinungstermin: Ende März 2002

**Johannes Tautz:****Der Eingriff des Widersachers****Fragen zum okkulten Aspekt des Nationalsozialismus**

Mit einer Einleitung hrsg. von Andreas Bracher

Bd. 6, erg. Neuauflage, 126 S., brosch., sFr. 27.– / € 16.–, ISBN 3-907564-54-5

**Eugen Kolisko:****Die Mission des englischsprachigen Westens****Biographische Porträts und andere späte Betrachtungen**

Mit einer Einleitung hrsg. und aus dem Englischen übersetzt von Andreas Bracher

Bd. 7, 193 S., brosch., sFr. 34.– / € 19.80, ISBN 3-907564-55-3

bereits erschienen**Ludwig Polzer-Hoditz:****Schicksalsbilder aus der Zeit meiner Geistesschülerschaft****Dreizehn szenische Bilder aus dem Nachlass**

Mit einer Einleitung hrsg. von Thomas Meyer

Bd. 1, 99 S., brosch., 14 Abb., sFr. 24.– / € 14.–, ISBN 3-907564-52-9

**Andreas Bracher:****Europa im amerikanischen Weltsystem****Bruchstücke zu einer ungeschriebenen Geschichte des 20. Jahrhunderts**

2. Aufl., Bd. 2, 185 S., brosch., sFr. 34.– / € 19.80, ISBN 3-907564-50-2

**Jacob Ruchti / Helmuth von Moltke:****Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges****Zwei vergessene zentrale Schriften zum Verständnis der Vorgänge bei Kriegsausbruch 1914 und der Haltung Rudolf Steiners**

Mit einer Einleitung hrsg. von Andreas Bracher

Bd. 3, Neuauflage, 131 S., brosch., sFr. 27.– / € 16.–, ISBN 3-907564-51-0

**Thomas Meyer:****Pfingsten in Deutschland****Ein Hörspiel um die deutsche «Schuld» Szenische Bilder und Kommentare in drei Akten**

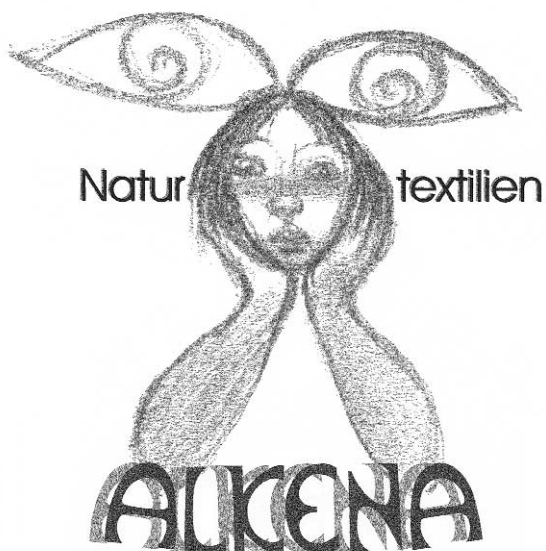
Bd. 4, 68 S., brosch., sFr. 19.– / € 11.50, ISBN 3-907564-56-1

**Norbert Glas:****Erinnerungen an Rudolf Steiner und andere Betrachtungen aus dem Nachlass**

Mit einem Vorwort hrsg. von Thomas Meyer

Bd. 5, 135 S., brosch., 3 Abb., sFr. 26.– / € 16.–, ISBN 3-907564-57-X

Alle Perseus-Bücher sind über den Buchhandel beziehbar



Naturtextilien

AUKENA

Bekleidung zum wohlfühlen

Basel: Elisabethenstrasse 28
Luzern: Furrengasse 17
Aarau: Graben 34

A_{uge}

L_{inks} R_{echts}

f_Uer E_{in}

C S

O_{PTIMUM} I

A_N D_{URCHBLICK} C

I_{N JEDEM AUGENBLICK} H

BITTERLI OPTIK

Stephan Bitterli, eidg. dipl. Augenoptiker SBAO
Hauptstrasse 34 4144 Arlesheim Tel 061/701 80 00
Montag geschlossen

innoprint

Die nicht ganz kleine Druckerei mit der grossen Flexibilität

CH-Allschwil · 061 483 80 80 **www.innoprint.ch**

Die Kursmühle Montroz

Vielseitig künstlerisches Kursangebot oder
Vermietung für Wochen- o. Wochenendkurse
Näheres unter Tel. 41 52 681 38 02
oder www.kursmuehle.ch

Körperhaus

hineingehen
die Umriss erfahren
ankommen
sein

und
wacher
innen und aussen
erleben

Eine Massage
als Möglichkeit, dem Körper
Aufmerksamkeit zu
schenken und Impulse
zu geben.

Über Ihre Anfrage freut sich
Maria Sutter

Diplomierte Masseurin · Natel 076 44 5 88 38 · Ort: Basel

BELLEVUE APOTHEKE

Die 24-Stunden-Apotheke für alle,
auch homöopathische und anthroposophische Heilmittel
Kurierdienst und rascher Versand

Inhaber, dipl. Apotheker:
Johanna Lobeck und Dr. Roman Schmid

Theaterstrasse 14 / am Bellevueplatz, 8001 Zürich
Tel. 01/252 56 00, Telefax 01/261 02 10

**WACHT TAG
UND NACHT**

**CENTRO DE TERAPIA
ANTROPOSÓFICA**

Therapie Kultur Urlaub

**Anthroposophisches
Therapeutikum
in den Subtropen**

ganzjährig geöffnet

Ärztliche Leitung Dr. med. Hemmerich

C/ Salinas 12 E-35510 Puerto del Carmen / Lanzarote
Tel (0034) 928 512 842 www.centro-lanzarote.de
Fax (0034) 928 512 844 rezeption@centro-lanzarote.de



INNENARCHITEKTUR
STEIGER & PARTNER

ATELIER FÜR RAUMGESTALTUNG UND WOHNDESIGN
GRENZACHERSTRASSE 97 CH-4058 BASEL - TEL. 061-691 32 89 FAX 061-691 32 30

Ihren Räumen zuliebe.

Sonderangebote:

Probeabonnement

(3 Einzelnr. oder 1 Einzel- und 1 Doppelnr.):
sFr. 25.- / € 15.-

Sammlung der Jahrgänge 1-5

(soweit vorhanden): sFr. 200.- / € 130.-

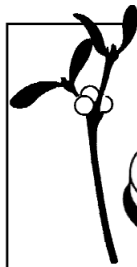
Einzelner Jahrgang:

sFr. 50.- / € 30.-

Alles jeweils inkl. Versand

Telefon / Fax (0041) +61 302 88 58

DER
EUROPÄER



DR. NOYER
A P O T H E K E

ZENTRUM FÜR GESUNDHEIT

- Homöopathie
- Bachblütentherapie
- Anthroposophische Heilmittel
- Pflanzliche Heilmittel
- Spagyrik
- Traditionelle Chinesische Medizin

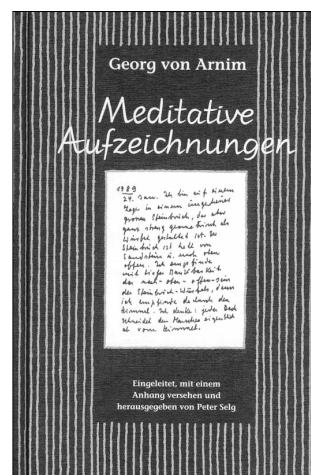
Beratung und Direktversand:

Marktgasse 65, Telefon 031 326 28 28
gesundheit@apotheke-dr-noyer.ch

Georg von Arnim

MEDITATIVE AUFZEICHNUNGEN

Eingeleitet, mit einem Anhang
versehen und herausgegeben von
Peter Selg



2002, 160 S., Pb.

Fr. 22.- / € 12.-

ISBN 3-7235-1132-5

Im Anhang:

- Zeitwahrnehmung und Schicksalsempfindung
- Die Aufgaben der Heilkunst bei Störungen des Inkarnationsgeschehens
- Schlaf-Wach-Rhythmus und Schicksalsbildung

Die Tagebuchaufzeichnungen aus dem Nachlaß Georg von Arnims offenbaren die hohe Spiritualität eines geistigen Menschen. Sie sind Zeugnis einer Aufrichtigkeit und

meditativen Lebensweise im Umgang mit sich und seiner Zeit und besonders mit der Geisteswissenschaft. Dieser war Georg von Arnim in den Katastrophenerlebnissen des zweiten Weltkrieges bereits als junger Mensch nahegetreten; sie blieb für ihn zeitlebens der Weg methodischer Geist-Erkenntnis im Erwerb meditativer Kraft, den er wählte und ging. Der Leser wird erfasst von der großen geistigen Aktivität, mit der dieser Mensch im «wachen Raum seiner Seele» sich ühend bewegte.

VERLAG AM GOETHEANUM



mens

Auf Grundlage der Wesensverwandtschaft von
Mensch und Natur entwickelt die Weleda Arznei-
und Pflegemittel aus Natursubstanzen, die ganzheitliche
Wirkbeziehungen zum Menschen haben.

natur



WELEDA

Informationen zur WELEDA: Dialog-Telefon 07171/919-414, Montag bis Freitag 9–16 Uhr
Internet: www.weleda.de

Ostertagung Rüttihubelbad

28. März – 1. April 2002

Das moderne Leben als Einweihungsweg

Vorträge und Seminare mit Karel Dolista, Prag/CZ
und Dr. Johannes W. Schneider, Dortmund/D

Künstlerische Kurse
mit Christine Mundschein (Eurythmie)
und Manda Seiler (Gesang)

Im Rahmen dieser Tagung findet am
Karfreitag, den 29. März 2002 um 16.00 Uhr
ein Konzert mit dem Ensemble TRIO AVODAH statt.

Verlangen Sie unser Detailprogramm!



Stiftung Rüttihubelbad, Bildung,
CH-3512 Walkringen
Tel. 031-700 81 83 (81)
Fax 031-700 81 90
E-Mail: bildung@ruettihubelbad.ch

EUROPÄER-Samstage

Veranstaltungen im Gundeldinger Casino
Güterstrasse 213 (Tellplatz, Tram 15 / 16), 4053 Basel
10.00–12.30 und 14.30–18.00 Uhr

XXIII.

27. April 2002

DER MENSCH IM SPANNUNGSFELD DER TECHNIK

**Technikfolgenabschätzung
am Beispiel Elektrosmog**

**Markus Giesder, Aichelberg
Christoph Podak, Basel**

Kursgebühr: sFr. 70.–

Anmeldung erforderlich!

Tel.: 061 302 88 58 oder 061 383 70 63
Fax: 061 302 88 58 oder 061 383 70 65
oder schriftl.: B. Eichenberger, Metzgerstr. 3, 4056 Basel

Veranstalter: **PERSEUS VERLAG BASEL**

HOLINGER SOLAR AG

4410 LIESTAL
Rheinstrasse 17
Tel. 061 923 93 93
Fax 061 921 07 69
www.holinger-solar.ch



bp solar
Distributor

■ **SOLAR-STROMVERSORGUNG**
für Batterie-Systeme oder Netz-Einspeisungen

■ **SOLAR-WARMWASSER**
für Brauchwasser, Heizungsunterstützung
und Schwimmbad

■ **REGENWASSERNUTZUNG**
für Toiletten, Waschen und Garten